E 172/1-2

J. J. Engel's Schriften.

KÖNIGL. BIBLIOTHEK BAMBERG

Erster Band.

Der Philosoph für die Welt.

Erster Theil.

Berlin.
Mylius'sche Buchhandlung.
1844.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Erstes Stück: Die Göttinnen.	3
Zweites Stück: Ueber die Leiden des jungen Werther. Von Garve.	14
Drittes Stück: Die Höhle auf Antiparos. Von der Gefahr gewisser Lectüren für gewisse Leser.	21
Viertes Stück: Bayle an Shaftesbury. Von Eberhard.	34
Fünftes Stück: Shaftesbury an Bayle. Von Eberhard.	38
Sechstes Stück: Tobias Witt.	44
Siebentes Stück: Die Eiche und die Eichel. Ein Gespräch über Hrn. Dutens Buch „Von dem Ursprunge der Entdeckungen, die den Neuern zugeschrieben werden." . .	50
Achtes Stück: Erster Brief an Hrn. Dutens.	58
Neuntes Stück: Zweiter Brief an Hrn. Dutens. . . .	63
Zehntes Stück: Ueber Emilia Galotti; erster Brief. . .	68
Elftes Stück: Ueber Emilia Galotti; zweiter Brief. . .	75
Zwölftes Stück: Ueber Emilia Galotti; dritter Brief. .	82

Seite
Dreizehntes Stück: Ueber Emilia Galotti; vierter Brief. 88
Vierzehntes Stück: Hylas und Philonous. Von Moses Mendelssohn. 101
Funfzehntes Stück: Der Bienenkorb. 106
Sechzehntes Stück: Traum des Galilei. Oder: von den Freuden der Erkenntniß. 118
Siebzehntes Stück: Das Weihnachtgeschenk. Von Garve. 128
Achtzehntes Stück: Der Habicht. Ein Gespräch über die Einführung der Raubthiere in die Natur. 132
Neunzehntes Stück: Proben rabbinischer Weisheit. Von Moses Mendelssohn. 146
Zwanzigstes Stück: Fortsetzung der Proben rabbinischer Weisheit. Von Friedländer. 156
Ein und zwanzigstes Stück: Die Bildsäule. 166
Zwei und zwanzigstes Stück: Die Curmethoden. . . 176
Zusatz des Herausgebers. 181

Der
Philosoph
für die Welt.

Erster Theil.

Erstes Stück.

Die Göttinnen.

Die Göttinnen der Weisheit und der Liebe lebten in steter Uneinigkeit. Beide wünschten ihre Herrschaft über den ganzen Erdboden auszubreiten: aber wer der einen opferte, kam nicht leicht zu den Altären der andern; erst mußte er des Dienstes der Venus überdrüßig seyn, ehe er sie verließ und sich dem Dienste Minervens weihte. Nur hie und da fand sich ein Sterblicher, der seine Opfer unparteiisch zwischen beiden theilte: und dieser war immer, nach dem eignen geheimen Urtheile Minervens, der weiseste. Jede der Göttinnen hatte Hoffnung ihn ganz zu gewinnen, und jede überschüttete ihn daher mit ihren süßesten Wohlthaten und ihrem schönsten Segen.

Indessen kam die Eifersucht beider Göttinnen nur selten zum Ausbruch. Sie fürchteten, Vater Jupitern zu beleidigen, der immer zu ihren Streitigkeiten seine ehrwürdige Stirne runzelte. Auf der einen Seite war Minerva die Tochter seines Hauptes,

und gegen solche Kinder ist die Liebe sehr zärtlich; auf der andern, hatte er auch der Venus große Verbindlichkeiten. Sie hatte ihm so manche selige Schäferstunde verschafft, worin er seiner Majestät vergaß, und sich für die vielen Sorgen seiner Regierung eben so belohnte, wie sich noch unter uns die Götter der Erde belohnen. Was für einem erhabnern Beispiele könnten sie auch folgen, als dem Beispiele Jupiters? —

Gemeiniglich blieb es also zwischen beiden Göttinnen bei Blicken, bei Ironieen, bei Anspielungen; kurz, bei dem ganzen kleinen Nadelgefechte, womit sich die Damen oft schmerzhaftere Wunden zu ritzen pflegen, als die Männer sich schlagen. Die Göttinn von Cythere fuhr dabei noch am besten. Minerva war zu ernsthaft, um nicht bald aus dem muntern in den philosophirenden Ton zu fallen: und wenn dann über ihre Soriten Apollo gähnte, daß ihm von der Bewegung der Lorbeer um seine Schläfe rauschte; wenn Bacchus, zurückgelehnt an eine der Säulen des Göttersaales, mit vorgestrecktem Bauch und beide Arme herabhangend, über das ganze Gemach hinwegschnarchte; wenn selbst der Adler Jupiters auf der Spitze des göttlichen Zepters in jener süßen und malerischen Stellung schlummerte, worin ihn Pindar beschreibt: so fing auf einmal die sorglose Venus an, mit ihrem Buben zu tändeln, oder warf sich wohl gar auf ihren berußten Vulkan, an den sie so viel Liebkosungen verschwendete, ihm so viel süße Thorheiten vorsagte, so oft den ambrosischen Kuß auf seine Wangen und Lippen drückte, daß Alles wieder lebendig ward, und vollends kein Gott mehr auf die Weisheit Minervens hörte. Oft wollten Alle vor Lachen über den guten Ehemann ersticken, der alle diese Schmeicheleien für baare Münze nahm, und sich vor Freude

und Zärtlichkeit nicht zu lassen wußte. — Auftritte dieser Art gingen immer der guten Minerva bis an die Seele; und nur gar zu gern hätte sie oft die größten Bitterkeiten ausgeströmt, wenn sie nicht noch zu rechter Zeit sich erinnert hätte, daß sie die Göttinn der Weisheit wäre.

Liebes Kind, zischelte oft Jupiter seiner Tochter ins Ohr: ich dächte, es sollte dein Vortheil seyn, wenn du mit der von Cythere Freundschaft hieltest. — Minerva selbst sah das ein; aber sie war auf einer zu empfindlichen Seite angegriffen, und ward es noch täglich. Die Eifersucht war eine unheilbare Wunde ihres Herzens geworden. Alle Welt drängte sich in lautem Getümmel zu den Altären der Venus; ihr wurden immer die ersten, die schönsten Früchte geopfert: zu den Altären Minervens kamen nur die, die nicht genug mehr übrig hatten, um sich der Venus Gunst zu versprechen; und so bekam die gute Tochter Jupiters nur das, was übrig blieb und was abfiel. Um jene Altäre sah man dichte Gruppen blühender Jünglinge und lächelnder Mädchen: es war an ihren Festen das lebendigste Gewühl um sie her; im Heiligthume Minervens standen nur sparsame Gruppen kraftloser Greise und welker Matronen, die mühsam an ihren Stäben herzuschlichen, statt Opfer Weihrauch brachten, und ihrem Reiche nur noch wenig Dienste versprachen. Selten fand sich ein Jüngling, und noch weit seltner ein Mädchen. — Kam einst von der Liebe, aus Verdruß nicht erhört zu seyn, ein Mann oder ein Jüngling zu der Weisheit herüber; so war es mit unwillig langsamen Schritt, und immer den Blick mehr hinterwärts als vorwärts gerichtet. Auch fehlte es selten, daß er nicht auf halbem Wege wieder umgekehrt wäre. Nur ein einziges flüchtiges Lächeln,

das die Göttinn ihm nachschickte; so war aller Unwille aus seiner Brust verschwunden, und er eilte nur desto brünstiger wieder zurück. Ja selbst unter den abgelebtesten Greisen waren nur wenige, die der Minerva von Grund ihres Herzens dienten. Die meisten forderten ihre Gunstbezeugungen nur, um doch Etwas zu haben, da sie das nicht mehr haben konnten, was sie sonst freilich am liebsten gehabt hätten.

Einst, da sich Minerva, beim einsamen Schimmer des Mondes, zu dem geliebtesten ihrer Lieblinge herabließ, um ihn mit ihren geheimen Einflüssen zu begünstigen, und sein innres Auge zum seligen Anschauen der intellectuellen Schönheit zu öffnen, fand sie ihren Platz schon von der Göttinn der Liebe eingenommen, und den ernsthaften Weisen mitten in dem noch seligern Anschauen einer sinnlichen Schönheit begriffen. Dieser neue Triumph ihrer Feindinn war allzu kränkend, als daß sie ihn so im Stillen hätte verschmerzen sollen. Sie verfolgte von diesem Augenblick an die gute Venus mit den kränkendsten Anmerkungen, und fand bei den entferntesten Veranlassungen Uebergänge zu Bitterkeiten.

Jupiter, auf den Frieden in seinem Olymp bedacht, glaubte Minerva durch einen zornigen Blick zu zügeln, den er unter einer gerunzelten Stirne und schrecklich zusammengezogenen Augenbraunen hervorschoß; aber umsonst! Endlich warf er in einem unwilligen Tone die Anmerkung hin, die er für eine Göttinn der Weisheit hinlänglich glaubte, daß Neckereien dieser Art einer Gottheit nicht anständig wären.

O Jupiter! rief Minerva aus, indem sie mit dem Gespräche zur Seite absprang; sage mir: was ist eine Gottheit? Ich bin schon längst in meinem Begriff davon irre geworden. Es giebt

ihrer, deren Tempel bis an die Wolken reichen, deren Altäre von einer Sonne zur andern nicht aufhören zu glühen, vor deren Bildsäulen die Nationen gebückt liegen, und denen doch gerade das erste Kennzeichen der Gottheit fehlt. — Ein bedeutender Blick, auf die Göttinn der Liebe geworfen, verpflichtete diese, zu antworten.

Das erste Kennzeichen der Gottheit? — Ich habe nie tief gedacht, Madame. Was ist das?

Wie! was das ist? — Wenn der Mensch fragt: wer bin ich? so behauptet er seinen Vorzug über den Wurm. Wenn eine Göttinn so fragt, so sinkt sie zur Menschheit hinab. — Die Wohlthätigkeit ist es. Die Sorge für das Heil der Sterblichen, die wir beherrschen.

Und die Gottheit, der dies Kennzeichen fehlt? Darf ich bitten?

Sehr gerne! Eine beschämende Antwort gehört auf eine vorwitzige Frage. — Diese Gottheit sind Sie.

Ich? lächelte Venus, und sah mit der freien Miene eines reinen Gewissens durch den ganzen Zirkel umher.

Wer sonst, Madame? — Wenn die Stimme des Jammers, die zum Olymp dringt, die Stimme des Jubels so weit übertönt, daß oft Jupiter selbst in seinem innersten Gemache nicht ruhen kann, und den Himmel mitten in seinem Himmel vermißt: wer sonst ist Ursache, als Sie? — Es ist die Stimme derer, die Sie unglücklich machten.

Wie, Madame? wofür nehmen Sie doch die Seufzer der Liebhaber! — Glauben Sie mir: in den klagendsten Sätzen eines Adagio liegt oft mehr und tiefer gefühlte Wollust, als in den feurigsten eines Allegro. — Ich; ich sollte unglücklich machen? Fragen Sie doch meine Freunde, die Dichter!

Ihre Freunde, die Dichter — was darf ich Ihnen mehr sagen? — sind Dichter.

Armer Apoll! lispelte Venus.

Warum das? — Ihr Kunstgriff sich eine Partei zu machen, ist sehr unglücklich, Madame. Wenn die hohe, edle Begeisterung Apolls einen Dichter hebt, dann tönt sein Gesang von Göttern und Weisen und Helden; aber die Sänger der Liebe sind auch die Sänger des Weins und schöpfen ihre Begeisterung aus dem Kelche des Bacchus.

Ha! rief der sorglose Bacchus, und reichte seinen Becher dem Ganymed, ihn noch einmal zu füllen.

Aber Venus stand auf, und hüpfte gerade zum Jupiter. — Lieber Vater! fing sie an, mit jener freundlichen Holdseligkeit, die jeden Verdruß verscheucht und jede Sorge hinwegschmelzt; und dann streichelte sie seine Wangen, daß die kleinste Runzel von seiner Stirne schwand, und die ernsthafte Juno vor eifersüchtigem Zorne glühte. Lieber Vater! rief sie noch einmal: du mußt es wissen; du kennst mich. Ist es wahr, daß ich unglücklich mache?

Die Verlegenheit des guten Gottes war unbeschreiblich, und Juno knirschte vor Wuth. Denn so feind sie auch den Ausschweifungen ihres Gemahls war, so sehr haßte sie doch alle Anspielungen darauf; sie mußten denn von ihr selbst, zwischen den stummen Vorhängen ihres geheiligten Torus, kommen.

Aber, fing endlich nach einigem Stottern der Vater der Götter an: was zankt Ihr denn immer, Ihr Kinder? Wenn Wohlthätigkeit, wie Minerva sagte, das Kennzeichen der Gottheit ist, so dürft Ihr euch nur versöhnen, um beide mehr Gottheiten zu seyn. Apoll hat euch das so oft schon gerathen, und ich so

oft euch befohlen. — Macht einen ewigen Bund mit einander! und die Sterblichen werden nicht erst über den Kocyt dürfen, um ein Elysium zu finden; es wird ihnen an seinen beiden Ufern blühen. — Du, Minerva, bist allzustrenge, und du, Venus, zu leichtsinnig.

Allzustrenge? sagte Minerva; und bat die Juno um ihre Iris, die ihr gerne bewilliget ward. Sie sagte ihr einige Worte ins Ohr, und Iris schoß auf ihrem farbigen Bogen zur Erde. — Ich erbiete mich zu jenem ewigen Bunde, Jupiter, den du mir anträgst; aber nur Geduld! und du selbst magst dann richten.

In wenig Augenblicken kam Iris zurück, und brachte eine Gestalt mit sich, die den ganzen Himmel in Erstaunen setzte. Es war kein Mensch mehr; es war nur die unvollkommne Idee eines Menschen: ein abgelebter, bleicher, zitternder Greis, in den Jahren der Jugend. Seine Augen, worin der letzte Funke Feuers erloschen war, lagen tief in ihren Höhlen; sein Nacken war krumm und gebückt, und seine Stimme keuchend, wie eines Nestor.

Da seht! rief Minerva. Seht die Wonne, die Glückseligkeit, womit die Göttinn von Cythere ihren Anbetern lohnt! Und solcher Elenden ist der ganze Erdboden voll. Ihr haltet sie für die Göttinn des Lebens? Ihr irrt euch. Sie steht mit den Göttern des Todes in Bündniß. Und wenn oft die unerbittlichen Parcen, weniger grausam als sie, den Faden des Lebens noch kaum zur Hälfte vollendet haben; so ist sie es, die mit der tödtlichen Scheere hinzutritt und ihn lächelnd zerschneidet.

Alle Götter und Göttinnen — denn allen liegt die Wohlfahrt der Menschen am Herzen — wurden über diesen Anblick erbittert. Jupiter schüttelte sein Haupt, daß der himmlische Pal-

last durch alle Gemächer erbebte. Es war kein Mund, der nicht Tadel murmelte, und selbst der menschenwürgende Mars fluchte in seiner Wuth alle Ströme der Hölle zusammen. Indeß saß die Göttinn von Cythere da, als wollte sie durch den krystallnen Boden des Himmels bis hinab in die tiefsten Abgründe am Kaukasus sinken: nur dann und wann erhob sie ein schüchternes Auge, das Verzeihung zu fordern und Besserung zu geloben schien.

Aber schon hatte sie heimlich, sobald sie Minervens Absicht errieth, dem Mercur einen Wink gegeben, der ihn augenblicklich verstand, und schnell, als ob er vom ersten der Götter käme, zu vollstrecken eilte. Es war bewundernswürdig, aber der ganze Himmel stand der kleinen süßlächelnden Cytherea zu Gebote. Sie war mehr Königinn des Olymps, als Jupiter selbst. Alles liebte sie, und alles richtete ihr gern einen Gefallen aus: die Götter offenbar, und die Göttinnen heimlich.

Jetzt hatte Minerva wieder das Wort genommen, und stand eben in der Mitte einer der gründlichsten Abhandlungen — gründlicher, als sie je ein Mitglied vor der französischen Akademie eines deutschen Königs verlas — worin sie mit größter Scharfsinnigkeit zeigte, was wahre Freude und wahre Glückseligkeit sei, und mit den triftigsten Beweisgründen darthat, daß alles, was die Göttinn der Liebe den Sterblichen anböte, nichts als Scheingüter wären, nichts als eitle, hinfällige, sinnliche, thierische, thörichte — —

Und hier kam Mercur wieder zurück. — Ein neues Gespenst? riefen die Götter. Hatten wir nicht schon an dem Anblick des Einen zu viel? Schafft sie hinaus! schafft sie hinaus! oder wollt Ihr den Himmel zu einem Orcus machen?

O Mercur! seufzte Venus, als ob sie ihre Beschämung nicht länger ertragen könnte: mußt denn auch du, Mercur —

Wie, Madame? Was, um aller Götter willen! geht dies Gerippe hier Sie an? Schämen Sie Sich, wenn Sie wollen, für jenes! Für dieses hier lassen Sie Sich Minerva schämen!

Minerva? fuhr Venus auf, ihre ganze Heiterkeit wieder auf ihren Wangen, indeß der Göttinn der Weisheit die Worte im Munde erstarben. — Aber beim Jupiter, ja! das ist kein Liebhaber; das ist ein Weiser. — Armes Geschöpf! Laß mich dich ansehen! Du blinzelst? Kann dich dieses sanfte, reine, liebliche Licht des Himmels blenden? Sind deine Sehnerven so schwach? —

O Göttinn! Und meine Gehörnerven noch schwächer. Rede leiser mit mir! denn deine Stimme ertönt mir, gleich der Donnerstimme des Jupiter.

Ist es möglich? Und doch ist meine Stimme, wie alle Götter sagen, die sanfteste im Olympus. — Du zitterst? Dich schaudert? Fühlst du denn nicht den Einfluß dieses holden, ewigen Frühlings?

Wie könnt' ich, Göttinn? Der erwärmende Saft des Lebens ist in allen meinen Gefäßen vertrocknet. —

Unbegreifliche Schwäche! Reich ihm doch einen Becher Weins, Ganymed!

O nein, Göttinn! nein! Auf die Stärkung eines Augenblicks würde nur eine desto tödtlichere Mattigkeit folgen. —

Nun, Madame? — indem sich Venus wieder zu der ganz verwirrten Minerva wandte: — jene Farbe, und diese Farbe; jene Wangen, und diese Wangen; jene Ohnmacht, und diese Ohnmacht — —

Ist's denn meine Schuld, rief Minerva mit höhnisch auf-

gezogener Oberlippe, daß dieser Thor sich mit meinen Wohlthaten überfüllt hat?

Und ist es meine, erwiederte Venus, wenn auch jener, im Genusse der meinigen, keine Gränzen kannte?

Schamlose Vergleichung! sagte Minerva.

Warum das? —

Wenn es um und um kommt, so hat doch der meinige zu dem edelsten Endzwecke gearbeitet. Er hat gesucht, die Menschen zur Weisheit und Tugend zu bilden.

Und der meinige, die Menschen selbst zu bilden, die jener — —

Ein plötzlicher Aufruhr im Olymp unterbrach sie. Alle weibliche Gottheiten, selbst die alte großmütterliche Ceres, versteckten das Gesicht hinter den Händen, und murmelten einander ihren Unwillen über die Schamlosigkeit ihrer Mitgöttinn zu. Aber Jupiter befahl dem Mercur, beide Gerippe hinauszuschaffen, deren Anblick ihm die Freude seines Himmels verderbte. Nimm sie nur gleich mit zum Styx, sprach er: denn warum willst du dir einen doppelten Gang machen? Pluto nimmt sie sicher für Schatten!

Und dann wandte er sich mit folgender Rede an die Göttinnen der Weisheit und der Liebe: Sehet da die Folgen eurer Uneinigkeit! Sehet da die Früchte eurer ausschließenden Herrschsucht! Wir alle, so viel unser sind, sollten billig nur Einen Tempel und nur Einen Altar haben. Denn weder für die Wollüste des Geistes, noch für die Wollüste des Körpers ist der Mensch allein geschaffen; in beiden stürzt Uebermaaß ihn ins Elend. So wie der äußere Mensch ohne unsre vereinigten Wohlthaten, ohne meinen Aether, und ohne deine Luft, o Juno, und ohne deine Wasser, Neptun, und ohne deine Garben, o Ceres, und ohne dein Feuer, Vulkan —

Und ohne meinen Wein, redete Bacchus dazwischen, mit emporgehobenem Becher —

Nicht bestehen kann: so kann auch der innere Mensch ohne eure vereinigten Gaben, ohne deine Weisheit, Minerva, ohne deine Triebe, o Venus, ohne deine Musen, Apoll, zu keiner Vollkommenheit aufblühen; und der ganze Mensch kann ohne uns alle — —

* * *

O verzweifelt, mein Leser! Indem ich eine der trefflichsten philosophischen Deductionen aus dem Archiv des Himmels, wovon Mercur einige Blätter für mich entwandt hat, dir abschreiben will; so fährt durch meine einsame Sommerlaube ein Zephyr, und führt mir meine Blätter weg in die Luft. Begnüge dich also mit dem was du hast, und gedulde dich, bis ich das Verlorne wiederfinde; denn eben jetzt bin ich hinterdrein es zu suchen.

Zweites Stück.

Ueber die Leiden des jungen Werther.

(Aus einem Briefe.)

— Auch für mich ist der Charakter des jungen Werther äußerst interessant gewesen. Ich sympathisire sehr mit seinen Empfindungen über das Schicksal der Menschheit, über das Leben und den immerwährenden Tod der Natur, über die Dunkelheit und den Reichthum in den Vorstellungen der Zukunft und der Ferne, um derentwillen beide uns so reizend scheinen, dahingegen sie bei der Nähe dem Gewohnten ganz gleich sind, weil unsre Eingeschränktheit dieselbe bleibt, und wir nicht das Alte und das Gegenwärtige zugleich umfassen, sondern immer in einem gleich engen Kreise stehen. — Sonst sind Werthers Empfindungen allerdings überspannt: er verachtet einen niedrigern Grad von Empfindlichkeit, die dabei wirklich sehr weit und richtig seyn kann, mit eben dem tadelhaften Stolze, womit der große Gelehrte den minder Belesenen zu verachten pflegt. Er hat nicht allgemeines Menschengefühl. Das eine sind ihm Schurken und

Teufel; das andere, Engel. Aber, wenn ich ihm auch nicht in Empfindungen folgen kann, die von einem Temperamente abhangen, das dem meinigen durchaus entgegen ist: so kann ich doch begreifen, wie das in so einer Seele Statt gefunden hat, und ich sehe die wahren, mir auch bekannten Eindrücke der Natur, nur mit dem mir fremden Gepräge einer andern Organisation und anderer Sinne. — —

Die Leiden des jungen Werther haben mich auf den Verfasser viel aufmerksamer gemacht, als alles, was er vorher geschrieben. Das ist, glaube ich, einer der Schriftsteller, die auf unsre Zeitgenossen viel Einfluß haben werden. Er hat Herz, Verstand und Dreistigkeit; Gunst beim Publikum, und Begierde zu herrschen.

Es webt und regt sich jetzt mehr in allen menschlichen Köpfen, als sonst. — Wird dadurch das Loos unserer Nachkommen besser werden? Werden die Menschen endlich zu dem System von Ideen und Empfindungen gelangen, das nach ihrer Natur mit der Wahrheit und der Beschaffenheit des Ganzen am genauesten übereinkömmt? Wird alsdann einmal Einheit und Gleichförmigkeit in den Grundbegriffen, und dadurch gegenseitige Liebe, Achtung und Eintracht entstehen? Wird einmal eine Zeit kommen, wo die immer abwechselnde, immer gleich eingeschränkte Sinnlichkeit durch den immer gleich großen, unendlich weiten Verstand, der vom Anfang bis zum Ende alle Oerter und alle Einwohner und Begebenheiten umfaßt, wird überwogen, und dadurch die Ruhe des Geistes und Herzens festgestellt werden? — —

Sie befragen mich wegen meiner Gedanken über den Selbstmord. Nach meiner Einsicht, kommt dabei alles auf die eine

Betrachtung an: daß der Mensch in wichtigen Dingen, die nicht von ihm herkommen, nicht durch ihn geordnet und erhalten werden, ihm nicht einmal recht bekannt sind, den Lauf der Natur durch unwiederbringliche Veränderungen so wenig als möglich stören müsse. Diese Betrachtung wird noch stärker für den, der eben diesen nicht von ihm herkommenden, von ihm nicht eingerichteten Dingen den verständigsten, größten, mächtigsten, besten Geist zum Urheber, Anordner und Aufseher giebt. Indem er sich dem Lauf der Natur überläßt, vertraut er sein Schicksal der höchsten Einsicht an; indem er diesen Lauf stört, bringt er Wirkungen hervor, die zunächst von seiner Blindheit und Unwissenheit abhangen. Ich weiß nicht, sagt Werther selbst, was das heißt: Leben, Sterben. Ich weiß es, bei Gott! auch nicht. Aber wie kann ich es also wagen, meine Hand in diese Dunkelheit auszustrecken, und dort Streiche zu versetzen, die mein Auge nicht absieht?

Ich weiß, daß man diesen Satz zu weit ausdehnen, und auch die Aufopferung eines Gliedes, die Vernichtung irgend eines andern Theils der Natur, für unerlaubt halten könnte. Aber der gesunde Verstand findet die Unterschiede den Augenblick, die durch Philosophiren nur schwer und langsam entwickelt werden.

Ich sehe nehmlich in dem großen Universum, in dem ich bin und fortlebe, eine Sphäre, die für meine Erkenntniß, Beurtheilung und Activität bestimmt ist. Da findet Kunst, Wissenschaft, Erfahrung der Folgen, Verbesserung der Mittel, — mit Einem Worte, eine Absicht und ein Entwurf, Statt. So weit als diese Erkenntniß der Folgen reicht, so weit darf ich auch eigne Einrichtungen und Veränderungen in der Natur machen. Ich sehe ab, wo das hinauslaufen wird, wenn ich mir den Arm

glücklich ablösen lasse; ich werde mit Einem Arme fortleben, und im Zustande und Genusse der Menschheit, obgleich mit Unbequemlichkeit und Schmerzen, verharren. Aber wenn ich mich umbringe! Ja, da weiß ich nichts mehr von meinem Selbst; ich weiß keine der Folgen, die der Schuß ins Gehirn auf mein denkendes und wollendes Wesen hervorbringen wird. Leben und Tod kann also nicht zu meiner Sphäre gehören. Es ist die höhere Sphäre des Geistes, der mich geboren werden, wachsen, leben und sterben läßt; der alles weiß, was vor mir war, weiß, was nach mir seyn wird; der einen Plan und Hülfsmittel hat, die eher anfangen und weiter reichen, als mein Leben.

Doch, etwas anders ist, untersuchen: ob es der Natur des Menschen und der Dinge gemäß, das heißt, erlaubt sei, sich zu ermorden; etwas anders die Frage: wie ein Mensch, der durch Unglück und Leidenschaft dazu getrieben wird, abgehalten; wie der noch nicht unglückliche, aber sehr empfindliche und schwermüthige Mensch davor bewahret werden soll? Ohne Zweifel nur durch Verhütung der Leidenschaft selbst.

Und das ist ein neuer Grund wider den Selbstmord. Der Zustand der Seele, in welchem man dazu fähig ist, ist allemal ein zerrütteter, verdorbener Zustand. Keine Wahrheit in dem Anblick der Dinge; keine Richtigkeit in der Schätzung derselben; keine Voraussehung einer oft nahen Zukunft; kein Nebenblick auf das Umstehende: eine unglückliche Vereinigung aller Seelenkräfte auf einen einzigen schwarzen Punct!

Dies macht bei Werthern einen Theil seiner Schuld aus, daß er diese Einschränkung und Concentration seiner ganzen großen Empfindsamkeit auf jeden kleinen Gegenstand für ein Verdienst hält, sich darin mehr und mehr übt, und alles, was seine

Aufmerksamkeit auf mehr wichtige Objecte ziehen könnte, für Zerstreuung, für Abhaltung von dem Streben nach Vollkommenheit ansieht. Daher auch sein Stolz; der sonst mit der Liebe gegen die geringsten Menschen, und selbst gegen Pflanzen und Insekten, die er zu seiner vorzüglichsten Eigenschaft macht, so wenig bestehen kann. Wenn er einsam die Natur betrachtet, so denkt er an sein Selbst nur in so ferne als er Aehnlichkeit damit gewahr wird; diese findet er auch in den unbeträchtlichsten Dingen, und fällt auf sie mit der vollen Denkungs- und Empfindungskraft seiner Seele. Tritt er aber in die menschliche Gesellschaft ein; ja so kömmt die unendlich stärkere Vorstellung seines Selbst zurück, und er empfindet nur die Unterschiede, nicht mehr die Aehnlichkeiten der Andern, besonders je näher ihm diese Andern an Stande und äußern Vorzügen sind. Hat er einen oder wenige Menschen gefunden, die diese Schwierigkeit, in sein Herz zu dringen, überwinden und ihm schätzbar werden; so häuft er auf diese in seiner Einbildung alle Vollkommenheiten zusammen, die er den übrigen Menschen entzieht. Er verachtet und meidet diese übrigen so sehr, daß es ihm unmöglich wird, das Gute und Schätzbare, welches er bei näherer Bekanntschaft gewiß an ihnen finden würde, zu entdecken.

Indem er also auf der einen Seite die Natur im Ganzen, und bis in ihre gemeiniglich von uns völlig vergessenen und vernachlässigten Werke, lebendig, schön und interessant findet; so findet er auf der andern Seite, gerade in dem wichtigsten Theil der Schöpfung, unter den Menschen, sehr wenige seiner Achtung und Liebe würdig. Hier sind ihm Alle unter seiner Vorstellung und Erwartung, so wie jene Dinge seine Vorstel-

lung übertreffen. Aus dieser Lage des Gemüths entsteht zuerst Hang zur Einsamkeit und zu bloßem ungeselligen Nachdenken; zweitens Mangel an öftern angenehmen und das Gemüth erheiternden Eindrücken, die aus der Achtung und Liebe gegen Andre entspringen; drittens Haß und Widerwillen dieser Andern gegen den, von dem sie sich so unbillig verachtet sehen, ohne daß sie seine größern Vollkommenheiten kennten oder Genuß davon hätten; viertens gegenseitiger verstärkter Abscheu auf Seiten des Stolzen. Und nun lassen Sie so ein Herz, das gegen die todte Natur empfindlich, gegen die Menschen erbittert, gleichgültig oder stolz ist; lassen Sie es nun noch von einer heftigen Liebe angegriffen werden, und darin unglücklich seyn: was bleibt wohl übrig? Einen einzigen Menschen hatte der Unglückliche nun gefunden, der ihm recht werth war; dieser Mensch ist dahin. Unter dem übrigen großen Haufen besinnt er sich auf nichts so Schätzbares, das ihm diesen Verlust erträglich machen könnte. Er weiß, er wird nicht von ihnen geliebt. Die einsame, todte, stille Natur scheint ihm viel edler und größer. So wird also die ganze Empfindlichkeit des Herzens darauf gespannt, das menschliche Leben, so wie wir es jetzt haben, zu hassen, und nur die Existenz der Natur zu lieben, mit der wir uns im Tode zu vereinigen scheinen. — —

Man hat die Leiden Werthers hie und da für ein gefährliches Buch gehalten, das zum Selbstmord verführte. Ihre Gedanken hierüber sind richtig. Zum Selbstmord wird man schwerlich verführt. Aber dennoch kann es nie ganz gleichgültig seyn, was für Meinungen über diesen Punct der Mensch bei sich festgesetzt hat; ob solche, die die Leidenschaft begünstigen, oder solche, die sich ihr entgegensetzen, und sie, wo nicht

ersticken, doch aufhalten. Und wenn dieses ist, so war es freilich Unrecht, die spitzfindigsten Scheingründe für die That mit aller Stärke der Beredtsamkeit vorzutragen, indeß die wahren Gründe dawider übergangen oder ungeschickt verfochten wurden. Jede That ist aus einem doppelten Gesichtspuncte zu betrachten: aus dem einen, wenn sie begangen worden ist; aus dem andern, wenn sie begangen werden soll. Beide Gesichtspuncte sind wichtig. Wer mir die ganze Entstehungsart einer verwerflichen Handlung zeigt; wer mir aus dem Charakter, aus der Lage des Menschen die Gründe derselben entwickelt; wer mir die Fehlschlüsse, die irrigen Grundsätze aufdeckt, denen gemäß er verfahren ist: der verdient meinen aufrichtigsten Dank; denn er befördert meine Kenntniß des Menschen, meine Liebe des Menschen, meine Duldsamkeit, meine Klugheit. Aber nie muß er dabei den andern Gesichtspunct vergessen; das heißt, er muß mir die Fehlschlüsse als Fehlschlüsse, die irrigen Begriffe als irrig, die falschen Gründe als falsch, und die daher entspringenden verwerflichen Handlungen als wirklich verwerflich zeigen. Dieses nicht gethan oder nicht genug gethan zu haben, ist wohl der größte Vorwurf, den man dem Verfasser der Leiden Werthers machen kann, und gegen den er sich vielleicht am wenigsten rechtfertigen ließe. — —

Chr. Garve.

Drittes Stück.

Die Höhle auf Antiparos.

Herr von Millwitz war einer der liebenswürdigsten jungen Edelleute in Liefland. Da er sich den Wissenschaften mit eben so viel Fleiß, als Talenten gewidmet hatte, so war er ein Mann von ausnehmender Geschicklichkeit geworden: gleichwohl war er in jedem Ansuchen um eine bürgerliche Bedienung unglücklich. Er faßte endlich, theils aus Unmuth, theils um sich zu empfehlen, einen kurzen Entschluß, und nahm Dienste auf der russischen Flotte, die eben damals in den Archipelagus segeln wollte. Dieser Entschluß kostete ihm um so weniger, da er bei großem natürlichen Muthe, ein brennendes Verlangen hatte die Welt zu sehen.

Seine unaufhörliche Unpäßlichkeit, und der Rath der Aerzte, die ihm die Seeluft nicht zuträglich fanden, nöthigten ihn bald, wieder umzukehren. Er ging auf seine Güter nach Liefland, und besuchte hier oft den Baron von B**, dessen Rittersitz

nur einige Meilen von dem seinigen lag. Das Bedürfniß des Umgangs machte zwei Menschen auf dem Lande zu Freunden, die es in einer Hauptstadt nie würden geworden seyn.

Einst, da Millwitz zu dem Baron unvermuthet hereintrat, warf dieser, im Entgegeneilen, ein Buch aus der Hand, worin er eben gelesen hatte. — Etwas Neues? fragte ihn Millwitz, der jetzt auf die Lectüre um so begieriger war, da es ihm an allem guten Umgange fehlte.

Neu oder alt! wie Sie wollen! — Für mich freilich noch neu; aber für einen so großen Leser, wie Sie, vermuthlich schon alt. — Eben wollte es Millwitz aufheben, als es der Baron ihm mit einer lustigen Miene wegriß, und ihn mit vieler Selbstzufriedenheit fragte, für was für ein Buch er's wohl halte?

Ich wette, Baron, daß es ein verliebter Roman ist.

Ei denkt doch! weil ich es lese. — Aber, mein Herr Gelehrter, dasmal irren Sie Sich. Rathen Sie besser!

Eine Reisebeschreibung? — und schon wollte Millwitz begierig zugreifen — oder wohl gar — — Doch nein! das darf man bei Ihnen wohl nicht erwarten.

Was nicht? Was darf man bei mir nicht erwarten? — Sie bilden Sich doch nicht ein, daß Sie der einzige denkende Mann hier in Liefland sind?

Da wär' ich sehr unverschämt. Bin ich denn nicht bei Ihnen?

Spötterei! Spötterei! Ich verstehe. — Aber, was man nicht ist, kann man werden, und ich dächte immer, ich wäre auf gutem Wege dazu. — Philosophie, Freund! Philosophie! — indem er ihm das Buch mit triumphirender Miene vorhielt. — Und das wahrhaftig nicht von der Oberfläche! Aus der tiefsten Metaphysik!

Wie? Das sollte mir leid thun, Baron. Das wäre ein Zeichen vor Ihrem Tode. — Er nahm es ihm ab, und erstaunte nicht wenig, als es das berufne Système de la nature war.

Ist es möglich? Sie lesen ein Werk wie dieses?

Also kennen Sie's doch? —

Von Livorno her! Ein Engländer lieh es mir, da ich krank war. —

Nun? und fanden Sie's nicht wirklich vortrefflich?

Vortrefflich? Ein Buch von solchen Grundsätzen, vortrefflich!

Ich meine, in der Schreibart, im Vortrag.

Was thut der Vortrag, Baron? — Ein Gift, das durch seine Süßigkeit den Geschmack reizt, ist nicht weniger Gift, und man muß nur um desto mehr davor warnen. — In aller Welt! wie sind Sie auf dieses Buch verfallen?

Je nun, wie? — Sehr natürlich! — Man machte viel Aufhebens davon. Ich fragte von ungefähr darnach, und da war's nicht zu haben. Das machte mich hitzig darauf. — Endlich, da es sich fand, ließ man mich's theuer bezahlen. Es kostet mich, wie es da ist, sechs Rubel.

Nun, beim Himmel, Baron! ich wollte, Sie hätten Ihre sechs Rubel einem Armen, oder — — hätten sie einem Mädchen gegeben. Eins ist nicht so schlimm, als das andre.

Pfui, Millwitz! pfui! Sie reden ja, wie ein Pfaffe — und — machen's auch, wie ein Pfaffe. — Erst genießen die Herren selbst, und nachher, wenn wir armen Laien nun auch genießen wollen, sind wir verdammt. — Warum denn nicht lesen? Haben doch Sie es gelesen!

Guter Baron! Ich und Sie, ist ein Unterschied. — Hätt' ich nie trockne deutsche Metaphysik gelesen, so würd' ich mich

vor der beredten französischen fürchten. — Sagen Sie mir, wie konnten Sie, bei Ihrem Abscheu vor aller Anstrengung, bei Ihrer Unlust zu allem tieferen Nachdenken, bei Ihrem wirklichen Mangel an den vielen Kenntnissen, die so ein Buch voraussetzt: wie konnten Sie auf den Gedanken kommen — —

Je nun — die Wahrheit zu sagen — man sitzt in Gesellschaft von euch Herren immer da, wie ein Oelgötze. Man muß doch einmal mitsprechen können.

Mitsprechen, Baron! — Für das was Sie aus diesem Buche mitsprechen können, wäre Zuhören besser. — Und leider! — auf Gegenstände dieser Art fällt die Rede so selten.

So muß man sie darauf bringen, zum Henker!

Um sich ein Ansehn zu geben! Nicht wahr?

Nun ja! Warum nicht? — Sie stellen Sich, als ob ich Wunder was für Gefahr liefe. Ich sehe da keine. — Man amüsirt sich, man lies't, man denkt nach —

Wenn man kann, guter Baron. — Und wenn man's nicht recht kann; so wird man ungewiß, läßt sich hinreißen, giebt Beifall; verliert seinen Glauben an Gott, seine Beruhigung, seine Tugend vielleicht: — und das alles ist Kleinigkeit. Nicht? — Hören Sie, Freund! Das Feuer in Ihrem Kamine will ausgehn, und mich friert hier bei Ihnen. Ich dächte, wir vermehrten die Flamme.

Wetter! schrie der Baron, der noch zu rechter Zeit zugriff; sind Sie bei Sinnen? — Verzeihen Sie, Millwitz! — indem er sich ein wenig wieder erholte — aber man heizt eben nicht mit sechs Rubeln, wenn man's mit einer Kopeke kann; und das Buch — das Buch ist nun einmal mein! Ich will's lesen. —

Zu Ihrem Verderben vielleicht!

Ach Possen! Possen! — Gesetzt nun auch, ich werde ein Atheist; was ist's mehr? — Wenn ich's bin, so lasse ich meinen Pfarrer rufen; der widerlegt mich aus Gottes Wort, und ich werde wieder zum Christen. — — Kommen Sie! Kommen Sie! — Wir setzen uns hier an den Kamin; ich mache Ihnen, weil Sie doch frostig sind, Feuer: und friert Sie dann noch — nun gut! — Er klingelte, und befahl eine Flasche Burgunder.

O liebster Freund! fing er dann wieder mit einem Seufzer an: Sie sind gereis't; Sie haben die Welt gesehen. Was war ich doch für ein Thor, daß ich nicht mitging! — Tausendmal habe ich's schon seit Ihrem letzten Besuche mir selbst gesagt; denn was Sie mir da erzählt haben — die ganze Zeit ist's mir nicht aus dem Sinn gekommen. Ihre ganze Fahrt habe ich mitgemacht; alle Abende, wenn ich zu Bette gehe, schiffe ich mich im Hafen von Livorno ein, und wache Morgens im Archipelagus wieder auf. — Guter, bester Millwitz! Noch mehr solche Geschichtchen! Noch mehr!

Aber ich weiß keine mehr.

Ei was? Sie müssen noch wissen. — Da! frischen Sie Ihr Gedächtniß auf! — denn eben war der Burgunder gekommen. — — Auf der See, glaube ich, waren wir fertig; die Türkische Flotte hatten wir zu Pulver verbrannt: nunmehr, dächte ich, sähen wir uns im Lande um. — Ein herrliches Land vermuthlich? —

Gewesen, Baron! — als noch Freiheit und Wissenschaft darin wohnten. — Aber auch jetzt — — Doch was soll ich Ihnen erzählen, da wir gar nicht hineingekommen? —

Nicht hineingekommen! Sie haben doch etwas gesehen.

Nicht viel mehr, als die Inseln.

Nun? Und die Inseln? — indem er seinen Stuhl näher an den Tisch rückte, und sich begierig hinüberbeugte.

Die enthalten so viel Merkwürdiges eben nicht. Denn die Menschen — —

Ach, die Menschen! die Menschen! — die werden die Köpfe oben und die Füße unten haben. Nicht wahr? — Er belohnte sich für seinen Witz durch ein Glas Burgunder und ein lautes Gelächter. — Nein, etwas anders, Freund! etwas anders! So etwas, wie jüngst! von Attaken, von Meerstrudeln, von feuerspeienden Bergen! So etwas, das grauen macht! In der Welt hör' ich nichts lieber.

Ein Beweis, daß Sie Herz haben, Baron! — Er lächelte. — Aber wirklich; ich wüßte doch etwas. — Sie haben vermuthlich von einer Insel Antiparos gehört?

Ich werde doch! — Von so einer berühmten Insel!

Nein, wenn Sie schon allzuviel davon gehört haben, so komm' ich zu spät. Denn so werden Sie auch schon wissen, was die Natur dort für eine Höhle gebaut hat.

Eine Höhle? Hat die Natur dort eine Höhle gebaut? — Nein, bei meiner Seele! davon weiß ich noch nichts. — Man lebt ja hier auf dem Lande. Was weiß man da von der Welt? — Gütiger Gott! was erfährt ein Landjunker Neues?

Nun nun, Baron! So gar neu ist nun diese Neuigkeit eben nicht. — Millwitz fing hierauf an, und führte den Baron in einer weitläuftigen Beschreibung durch die prächtige, mit Pfeilern unterstützte und mit Inschriften versehene Höhle dieser Insel, bis zum Durchgang zu der merkwürdigen Grotte, in die einst Nointel und nachher Tournefort mit so viel Gefahr

hinabstiegen. Der Baron horchte ihm jedes Wort von den Lippen, mit aller der Begierde, womit er in seiner Kindheit auf die Gespenstergeschichtchen seiner Amme mochte gehorcht haben.

Nun, Millwitz? Nun? —

Der Boden, auf dem wir gingen, ward nun immer abschüssiger und abschüssiger. Endlich kamen wir an ein finsteres Loch, wodurch wir nicht anders als gebückt, und bei dem Scheine der Fackeln, kommen konnten. — Bereiten Sie Sich, eine der gefährlichsten Unternehmungen zu hören, die ich mir weniger zur Ehre als zum Vorwurf mache, und an die ich nie ohne Schaudern zurückdenken kann.

Der gute Baron war schon mehr als zu sehr bereitet. Er saß mit offnem Munde da, und fühlte schon alles Grauen des Schreckens in seinen Haaren.

Wir hatten, sogleich an dem Eingange, ein Seil befestigt, und stiegen durch Hülfe desselben in die erste Tiefe, die schon schrecklich genug war. Aber wie weit schrecklicher war noch die zweite, in die wir halbliegend gleichsam hinabrutschen mußten! Ein Mensch von nur etwas schwächern Nerven, als ich, würde durch Einen Gedanken an die Untiefen, die zu meiner Linken lagen, und vor denen ich so nahe vorbei mußte, drehend geworden seyn, und gelegen haben.

Der Baron hielt die Hand vor die Augen. —

Und was meinen Sie, Freund? Eben auf den Rand dieser Abgründe, der schlüpfrig wie Eis, und also äußerst gefährlich war, setzten wir eine Leiter an, auf der wir einen völlig senkrechten Felsen hinankletterten — freilich mit ein wenig Angst und Herzklopfen; das können Sie denken.

Der Baron sprang auf, setzte sich aber sogleich wieder nieder.

Was ist Ihnen, Baron?

Nichts, Millwitz! nichts! — Bloß mein elender Kopf — — Soll mich Gott verdammen, lag ich nicht in Gedanken schon unten! — Nur weiter!

Ich rutschte hierauf, mit etwas weniger Gefahr, weiter fort; aber, da ich nun eben glaubte sicher auftreten zu können, kam die schrecklichste Stelle, und ohne das Zurufen meiner Wegweiser hätt' ich unfehlbar den Hals gebrochen. —

Hier hielt der Baron wieder ganz sichtbar den Odem an, und alle Muskeln seines Gesichts waren in Arbeit. —

Wir fanden eine Leiter, die aber schon so alt und morsch war, daß sie bei dem ersten Tritt darauf würde zerbrochen seyn. Wir bedienten uns daher einer neuen, die wir eben zu diesem Ende mit uns genommen hatten. — Dann mußten wir uns wieder an ein neues Seil hängen, und dann, nachdem wir noch eine Zeit lang, bald auf dem Bauche, bald auf dem Rücken fortgeglitten waren, sah ich mich endlich zu meinem größten Vergnügen in der Grotte, um die ich so vieles gewagt hatte.

Endlich! — Nun, Gott sei gelobt! — Und was fanden Sie denn in der Grotte?

Je nun — sie war denn doch immer ganz artig.

Aber zum Henker! was gab es denn mitzunehmen?

Wie Sie fragen! — Gar nichts!

Gar nichts? — mit einem Ton der Verwunderung. — Und kamen Sie denn glücklich wieder heraus?

Ich muß doch! Sonst tränk' ich hier schwerlich Burgunder.

Nun, das ist wahr! das ist wahr! — Aber wenn Sie denn nun gestürzt wären? wie da?

So hätt' ich mir einen Arzt rufen lassen.

Ja, der würde Ihnen nachkriechen, zum Teufel! Es mag auf Antiparos treffliche Aerzte geben. — Und wenn Sie nun gar den Hals darüber gebrochen hätten? In so einer Tiefe!

Millwitz lachte. — Ueber die große Gefahr! — Gleichwohl, Baron; beim Wiederheraufsteigen gings ärger, als beim Hinuntersteigen. Da hätte Rath dazu werden können. — — Mehr als einmal glitt ich auf den schlüpfrigsten Felsenstücken, und gerade an den gefährlichsten Stellen hintenaus; doch war dies alles noch nichts gegen das, was mir auf der Leiter widerfuhr. — Sie erinnern Sich doch? — auf der Leiter, die wir an den senkrechten Felsen lehnten! Denn hier — —

Der Baron hatte von neuem Schwindel. Er kroch, mit zusammengebissenen Lippen und zurückgehaltenem Odem, ganz in sich selbst zusammen; gleich einem Menschen, der von einer Höhe herabstürzt. —

Hier brach mir zu meinem größten Schrecken die eine Sprosse, und wenn ich mich an den obern nicht noch gehalten hätte — —

Gott und Vater! schrie der Baron, indem er ihn hitzig beim Arm ergriff, als ob er den Fall hätte verhindern wollen. — Millwitz lachte, fuhr noch eine Zeit lang fort, und endigte dann seine Erzählung mit den Worten: Ich bin oben, mein Freund.

Der Baron fuhr auf, daß die Gläser tanzten, und stürzte fast, vor Freuden, den Tisch über den Haufen.

Sind Sie? sind Sie wirklich wieder oben? — wieder auf festem Erdboden, Freund? — Nun, dem Himmel sei Dank! — indem er ihn hitzig umarmte. — O, bleiben Sie immer oben, und hole der Henker alle unterirdische Klüfte! — Bleiben Sie oben, Freund! oben! —

Ihre Freude macht Sie mir liebenswürdig, Baron!

Ja, beim Himmel! ich liebe Sie. — Ich liebe Sie, wie ich mein Leben liebe; und wissen Sie, daß ich Ihnen vor lauter Liebe gram bin, weil Sie mir in die verdammte Höhle stiegen? In ein Loch, worin Sie alles verlieren und nichts gewinnen konnten! — Welcher Teufel mußte Sie denn hineinführen?

Die Neugier, Baron. — Man lebt ja in der Welt, um sich umzusehen — —

Aber nicht mit so viel Gefahr! — Sehen Sie Sich sonst wo um! Warum eben auf Antiparos?

Es giebt ein Ansehn. Man schließt auf Herz, lieber Baron. — Und was ist's denn nun endlich? Man befriediget seine Neugier, man steigt hinab, sieht die Grotte ein wenig an — —

Und bricht den Hals! — Weiter nichts!

Also, Baron — wenn Sie wären zugegen gewesen; Sie hätten mich wohl schwerlich hineingelassen? —

Ich Sie? Bei den Haaren hätte ich Sie zurückgehalten. — Er stand auf, und gab ihm die Hand. Ja, beim Himmel, Millwitz! und wenn ich mich hätte mit Ihnen schießen sollen! Bei den Haaren hätte ich Sie zurückgehalten.

Wahrhaftig? — Dann muß ich mich schämen, daß Sie mehr Liebe gegen mich hätten beweisen wollen, als ich gegen Sie bewiesen. — Sie haben einen schwachen Kopf, wie Sie sagten?

Den hab' ich! Warum?

Sie haben Anwandlungen vom Schwindel?

Dann und wann! — Es erinnert mich meiner Jugendsünden.

Nun gut! — Und wenn ich mich mit Ihnen schießen sollte,

Baron! — Er stand auf, kam zurück, und das Système de la nature lag im Feuer.

Der Baron war zu sehr erstaunt, als daß er sich sogleich hätte fassen können. Endlich griff er in die Flamme; aber zu spät. Das Buch war schon zur Hälfte verzehrt. — Herr! fing er darauf nach einigem Stillschweigen und voll Erbitterung an: Lehrt Sie das ein guter Geist, oder der Teufel? —

Der Geist der Freundschaft, Baron, ist ein guter Geist. Sie waren für meine Erhaltung besorgt; es ist Pflicht, daß ich's für die Ihrige sei.

Was wollen Sie aber? — Sie in ihrer verdammten Höhle konnten den Hals brechen; und ich — —

Und Sie? — Sie konnten noch weit etwas Aergeres — zweifelmüthig an einem Gott und einer Vorsehung werden; einer Tugend, die ohnedies schon auf schwachen Füßen steht — verzeihen Sie, Freund! — noch vollends alle Festigkeit nehmen; die Gründe seiner Beruhigung im Unglücke und im Tode verlieren; kurz, alles verlieren, was für ein denkendes und hinfälliges Geschöpf, wie der Mensch, das Größte und Wichtigste ist: — das, Baron — das nenne ich mehr, als den Hals brechen! —

Sie schwärmen. Verlier' ich's denn schon? —

Sie könnten's verlieren. Sie klagten über Schwachheiten des Kopfs, über Schwindel. — Für so einen Kopf ist das Système de la natare nicht geschrieben. Es verlangt feste Nerven, und einen dreisten Blick in die Tiefe. Wem der fehlt, der möchte so leicht nicht wieder herauskommen. — — Der Fall hat viel Aehnliches, Baron. In meiner Höhle, wie Sie sagten, war nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren: in

den Speculationen dieses Buchs ist für Sie auch nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren. — — Und um die Aehnlichkeit auch bis auf den Scherz auszudehnen: kein Arzt, glauben Sie, würde mir nachgekrochen seyn mir zu helfen; und Ihnen Ihr Pfarrer? — Ah der ehrliche Mann! — Der würde Ihre verunglückte Seele Gott befehlen, vor Ihrer Höhle ein Kreuz schlagen, und gehen, daß er fortkäme. —

Der Baron mußte nachdenkend geworden seyn, denn er blieb ernsthaft, ob es gleich über sein Lieblingsthema, den Pfarrer, herging. — Herr von Millwitz reichte ihm mit aller Wärme der Freundschaft die Hand:

Sie erkennen, daß ich Sie liebe? —

Mein Freund! — und die Thränen standen dem Baron in den Augen. —

Nun, so hören Sie mich! Sie beschworen mich mit der edelsten Hitze, nie wieder in eine Höhle zu steigen, und hier meine Hand! ich will folgen. — Aber nun muß ich auch Sie beschwören: Bemengen Sie Sich nie wieder mit Büchern, die Gott und Vorsehung vom Throne stürzen. Bleiben Sie immer, statt Sich in jene trübe Dunkelheiten zu vertiefen, an dem hellen Tageslicht des allgemeinen Menschenverstandes, und statt Sich an einem morschen Seil über Abgründe hinzuhängen, auf dem festen, sichern Boden der Empfindung und des Gewissens!

Der Baron umarmte ihn, und versprach es. — Aber, fuhr er fort: meine besten Jahre habe ich nun einmal verträumt. Ich bin ein Dummkopf — indem er sich vor die Stirne schlug — und es ärgert mich, daß ich's bin! Soll ich denn immerfort einer bleiben? —

Sie sollen lesen, Baron. — Es giebt der Kenntnisse viel,

die einen achtungswürdigen Mann machen; aber freilich, ist die eine mehr als die andere werth. — Ihre Begierde nach Wissenschaft, wenn es wirklich diese Begierde war, hat keine üble Richtung genommen, und es ist meine Pflicht, daß ich Sie unterstütze.

Er schickte ihm den Tag darauf den Reimarus.

Viertes Stück.

Bayle an Shaftesbury*).

Mylord!

Es geht noch immer nicht besser mit meiner Gesundheit: der trockne Husten, der sich schon seit geraumer Zeit bei mir eingefunden, und der in meiner Familie beinahe erblich ist, hat wirklich meine Brust angegriffen. Ich liege nun hier auf meinem Lager, und leide von Mattigkeit, Schmerzen und Schlaflosigkeit; vorzüglich aber von der Unthätigkeit, deren ich so gar nicht gewohnt bin.

Daß ich mein Lebensende als nahe und gewiß ansehen muß, das beunruhigt mich wenig. Da ich einmal außer Stande bin zu arbeiten, so kann mir das bloße Leben so viel nicht werth

*) Dieser und der folgende Brief sind an die wirkliche Correspondenz zwischen den beiden berühmten Schriftstellern angehängt. Man sehe Lettres de Mr. Bayle, T. III., am Ende.

Anm. d. H.

seyn. Nur Einen Kummer hab' ich noch auf dem Herzen, und diesen kann ich allein in Ihren Schooß ausschütten. Ich sehe nun gewiß voraus, daß ich die Welt werde verlassen müssen, ohne dasjenige gefunden zu haben, was ich mein ganzes Leben hindurch so eifrig gesucht habe. Ich darf Ihnen wohl nicht erst sagen, Mylord, daß es die Wahrheit war, die ich suchte, und von deren weitern Erforschung ich nun abstehen muß.

Wenn ein Gott ist; woher rührt denn das Uebel in der Welt? — Welches ist das unsichtbare und unbegreifliche Band zwischen Körper und Seele? — Welches sind die allgemeinen Gesetze der Körperwelt, und wie hangen sie mit den Weltbegebenheiten zusammen? — Sehen Sie: so schwere und so wichtige Fragen bleiben mir noch zurück; und ich habe keine Zeit mehr, sie zu beantworten.

Verzeihen Sie, Mylord, den Klagen eines Sterbenden, der sich noch glücklich glaubte, so lange er hoffen durfte. Ich befinde mich jetzt an der Scene meines Lebens, wo ich das ganze Schauspiel desselben übersehen kann. Es hat die Entwickelung nicht gehabt, auf die ich gehofft hatte, und deren Erwartung mich unter Sorgen und Kummer zu trösten und hinzuhalten pflegte. Ich muß also urtheilen, daß ich vielleicht meinen ganzen Lebensplan übel angelegt habe. Ich hätte vielleicht gleich Anfangs wissen sollen, daß die Wahrheit eine erträumte Göttinn ist, die von den Opfern, welche wir ihr bringen, nichts weiß, sie nicht belohnt, nicht verdient. Dann hätte ich mich nicht so, wie ich gethan, vor der Knechtschaft des Geistes gescheut, meine Gedanken in die Fesseln eines Glaubenssystems schmieden zu lassen; ich hätte, um die Unabhängigkeit meines Verstandes zu bewahren, die mir so kostbar und zur Unter-

suchung der Wahrheit so unentbehrlich schien, nicht mein erstes Vaterland, das Vergnügen unter meinen nächsten Verwandten und Freunden zu leben, nicht alle häusliche Glückseligkeit aufgeopfert, und ein mühseliges, abhängiges, einsames und sorgenvolles Leben einem bequemen, ruhigen, sorgenlosen und geselligen vorgezogen: ich wäre in Frankreich ein Katholik, in Holland ein Prädestinatianer, und überall der Meinung der Mächtigen und Großen gewesen; ich hätte mich als jedermanns Freund, und jedermann sich als den meinigen erwiesen.

Doch vielleicht ist es meine eigne Schuld, daß ich die Gewißheit nicht gefunden, die mich jetzt beruhigen würde. Vielleicht hab' ich mich nicht gehörig gestellt, um das Licht zu sehen, das so viele Andre zu sehen vorgeben; vielleicht hab' ich mich selbst muthwillig verblendet. — Muthwillig! Ich hoffe, Mylord, daß ich mich über meine Ehrlichkeit bei Ihnen nicht werde rechtfertigen dürfen. Sie kennen mich, und Sie haben ein Herz, das die Verlegenheiten eines Untersuchers, der keinen festen Grund findet, wo er ausruhen kann, mitzufühlen weiß. Wie wohl ist dem undenkenden Nachbeter, der des Glücks seiner Ueberzeugung ungestört genießt! Wie oft bin ich in der Versuchung gewesen, ihn wegen seiner Selbstzufriedenheit zu beneiden, wenn mich ein Zweifel ergriffen hatte, der mir spät die Ruhe der Nacht raubte, des Morgens mich frühe weckte, mich in der Einsamkeit nagte, und in der Gesellschaft mir die Miene eines Träumers oder eines Dummkopfes gab!

Wenn der Zweifel eine Folge von der Art meines Studierens war, so weiß ich nicht, wie ich demselben hätte entgehen können. Noch bis jetzt bin ich überzeugt, daß ein Forscher der Wahrheit alle Parteien anhören, daß er auf kein Herkommen

und Ansehn der Lehrer achten, daß er sich in alle Gesichtspuncte stellen muß, um einen Gegenstand recht kennen zu lernen, und sich einer vernünftigen Ueberzeugung zu versichern. Diese Methode kann allerdings alte Lehrgebäude, worin wir so bequem wohnten, wankend machen, das Gemüth zwischen Meinungen hin und her werfen, und so die Gewißheit, die man gesucht hat, entfernen; allein welchen andern Weg soll der Forscher betreten? was soll er thun, um gewiß zu werden, als lernen und vergleichen? Ich habe gelernt und verglichen; ich habe mein ganzes Leben dazu angewandt, und Sie sehen, wie weit ich bin. — O Mylord! versöhnen Sie mich, wenn Sie können, mit mir selber! Theilen Sie mir einen Funken von dem himmlischen Lichte Ihrer seligen Gewißheit mit, das ich so oft — ach! vielleicht zu voreilig — mit dem Namen einer edlen Schwärmerei belegte.

J. A. Eberhard.

Fünftes Stück.

Shaftesbury an Bayle.

Mein theurer Sir!

Wie gerne möchte ich Ihnen erst von Ihrem Lager aufhelfen, und dann, wie wir ehemals pflegten, ruhig mit Ihnen fortphilosophiren! Doch lassen Sie uns thun was wir können, wenn wir nicht können was wir wollen. — Wie? Ein Leben wie das Ihrige, zugebracht in der Untersuchung der Wahrheit; das sollte nicht die beste Vorbereitung zu einem ruhigen Tode seyn? Was Sie Ihr ganzes Leben hindurch so edel beschäftiget hat, das sollten Sie sterbend bereuen müssen?

Welches sind denn die Fragen, die Ihnen noch zurück bleiben; die Sie Sich noch nicht haben beantworten können? Sind es Fragen, von deren Beantwortung die Einrichtung unsers Lebens abhängt? ob Gott mächtig, weise, gut sey? ob wir ewig dauren werden? ob in der Tugend das höchste Gut bestehe? — Ich würde begreifen, wie Sie unruhig seyn könnten, wenn Sie mit diesen Untersuchungen noch nicht fertig wären. Aber müs=

sen wir, um sie zu unsrer Zufriedenheit zu endigen, erst in alle Staatsgeheimnisse der göttlichen Regierung dringen? Muß Gott erst alle seine Maaßregeln durch den Ausgang gerechtfertiget haben, ehe wir glauben dürfen, daß er ein guter Regent sei? Ich meines Theils traue es sogleich seinem Charakter zu, daß Alles in seinem Reiche gut seyn müsse, und halte alles Böse nur für Schein, der bald verschwinden würde, wenn wir seinen ganzen Regierungsplan übersähen. Sie, mein Freund, dachten nicht weniger gut von Gott; Sie betrachteten das Böse, das Sie in der Welt wahrzunehmen glaubten, als Unkraut, welches von einem übelgesinnten Feinde ausgestreuet worden, indeß Gott an der Einschränkung und Ausrottung desselben arbeite. Sie sehen, daß wir Beide uns die Zweifel, die uns in dieser wichtigen Untersuchung beunruhigten, aufgelöst haben; nur jeder auf eine andere Art: die Wahrheit, die wir zu unserer Ruhe bedurften, ist uns Beiden geblieben. Wenn das aber ist, so können wir viele verwickelte Erscheinungen im Reiche der Natur und der Gnade unerklärt lassen; wir können die ganze Welt als den Brief eines weisen Mannes in geheimer Schrift ansehen, wozu wir den Schlüssel errathen müssen. Der Eine, indem er in dem Buche der Natur lies't und auf die Erscheinungen in unserm Sonnensysteme kommt, nimmt die Bewegung der Erde, der Andere die Bewegung der Sonne zum Schlüssel; und ein jeder meint die Schrift zur Ehre ihres Urhebers entziffert zu haben. — Wir wissen im Allgemeinen, wozu der Weltplan angelegt ist; wie aber die Ausführung dem Zwecke zustimme? das ist uns oft ein Geheimniß. Das Erste lesen wir in der Ideenwelt, die uns näher liegt, weil wir sie in unserm eigenen Busen finden; das Andere in der sinnlichen Welt,

wovon uns nur einzelne Anblicke der äußersten Schale vergönnt sind. Es ist das Bestreben des Untersuchers, beide Fäden seiner Erkenntniß zusammen zu bringen, und sich aus der einen Welt in die andere einen Uebergang zu verschaffen. Wenn er hier Schwierigkeiten findet, die ihm unübersteiglich scheinen: wird er nicht wohl thun, wenn er sich an das hält, was er als gewiß erkennt, und wegen des Uebrigen sich nicht beunruhiget?

Ich weiß wohl, daß nicht Alle, die sich mit dem Philosophiren abgeben, so bescheiden denken; daß vielmehr sehr Viele sich's zur Schande rechnen würden, auch bei den schwersten Fragen verlegen zu scheinen. Diese Art Menschen hüten sich sorgfältig, mit den Gedanken Anderer bekannt zu werden; sie müßten denn schon zum Voraus wissen, daß es die ihrigen sind. Es kommt ihnen mehr auf ihren Ruhm oder ihr zeitliches Glück, als auf das Interesse der Wahrheit selbst an; die Wissenschaft, wie die Tugend, ist ihnen, was den Kindern eine bittere Arzenei ist, von der sie nicht begreifen, wie man sie ohne die Ruthe oder ohne etwas Zucker nehmen könne. Liebt man aber die Wahrheit um ihrer selbst willen, so wird man Alles herzlich umarmen, was uns zu ihr zu führen verspricht; gesetzt, daß wir auch eine Meinung, bei der wir uns wohl befanden, auf ewig darüber einbüßen sollten.

Lassen Sie uns indeß nicht erschrecken, wenn uns dies in tausend Sachen, worüber Andre entscheidend urtheilen, ungewiß macht; haben wir doch die Hauptsache, alle Wahrheit, wovon die Einrichtung unsers Lebens abhängt, in Sicherheit. Nun können wir's ruhig ansehen, wenn sich die Meinungen der Dogmatiker über Gegenstände der Neubegier auf tausendfältige Art durchkreuzen, es gelassen abwarten, für welche Seite der Strei-

tenden sich der Sieg erklären wird, und allenfalls, so wie es uns unsre Einsicht räth, bald zu dieser, bald zu jener Partei übergehen. Ich glaube, daß, wenn es so mit uns steht, die skeptische Laune uns gerade in die behaglichste Lage versetzt. Was wir durch unser ernstliches Forschen herausgebracht haben, wird zwar wenig, aber es wird das Nöthigste seyn, und wir werden es sicher besitzen: in allem Uebrigen werden wir auf einer breiten bequemen Bahn wandeln, worauf wir, so weit es nöthig ist, zur Rechten und zur Linken ausbeugen können.

Hören Sie also auf, mein theurer Sir, Sich über eine Gemüthsfassung Vorwürfe zu machen, welche die einzige gute ist, worin sich der Weltweise gegen die Wahrheit befinden kann. Wehe ihm, wenn sein Kopf so voll Lehrsätze und Meinungen steckt, daß nicht noch ein Fleckchen für den Zweifel übrig gelassen ist! Oder glauben Sie, daß der in der That und gründlich überzeugt sei, der sich vor dem geringsten Zweifel fürchtet? Die Meisten verbieten sich alles Zweifeln recht geflissentlich; sie besorgen zu ertrinken, wenn sie sich einmal dem Strom der Vernunft überließen. Lieber halten sie sich an jeden Zweig schwacher Hypothesen, ehe sie es wagen, sich durch ihre eigene Kraft über der Fluth zu erhalten. Das ist die Denkungsart des eifrigsten Rechtgläubigen, wie des entschlossensten Freigeistes. Beide fürchten sich, durch den geringsten Zweifel ihr System gleichsam anzubrechen, um nicht am Ende die Kränkung zu haben, es gänzlich verzehrt zu sehen. Der Eine bleibt also durchgängig gläubig, der Andere durchgängig ungläubig. — Wenn Sie das die Wahrheit haben nennen, nun so kann ich Sie nicht bedauren, daß Sie sie nicht haben.

Aber Sie haben sie, die Wahrheit, die dem Menschen er-

reichbar ist. Nicht die, die bei dem Allwissenden wohnt; denn ihren Glanz können sterbliche Augen nicht fassen. Ihr schwacher falber Schimmer, der aus unermeßlicher Ferne unsre Tritte in den Gefilden der Nacht nur kümmerlich erleuchtet, ist Alles, was wir von ihr vertragen können; Alles, was uns von ihr vergönnt ist. Sollen wir uns wundern; sollen wir uns betrüben, wenn bei so zweifelhaftem Lichte unser Fußtritt irrt, oder wir des rechten Weges nicht gewiß sind?

Die Wahrheit ist kein nahes Ziel, das man erreichen soll, um dann ewig dabei auszuruhen. Sie ist für Menschen nichts, als vollkommnere Erkenntniß. Sobald sich das Bedürfniß des Wissens in unsrer Seele fühlen läßt, sobald wir die Sehnsucht in uns wahrnehmen, von den unzählbaren Problemen, die uns die Natur bei jedem Anblick vorlegt, das aufzulösen was uns am nächsten liegt; so spornt die Unruhe unsers Geistes alle Kräfte der Seele an, uns durch die Schwierigkeiten der Untersuchung durchzuarbeiten, in der Hoffnung, jenseit dieser Dunkelheiten das volle Licht und unaufhörliche Ruhe zu finden. — Vergebliche Hoffnung! Neue Zweifel verwirren uns, neue Aufgaben reizen unsern immer regen Trieb nach Wissen. Und so werden wir von einem Ziele zum andern gelockt; mit stets neuer Sehnsucht, die nie ganz betrogen und nie ganz befriediget wird, bis wir uns unvermuthet am Ende unsers Lebens, nicht aber unsrer Untersuchung, befinden. Das ist das allgemeine Schicksal aller Wahrheitsforscher; und wollen Sie Sich beklagen, theurer Sir, daß es auch das Ihrige ist? Wollen Sie mit dem Allerhöchsten rechten, daß er Ihnen einen Wahrheitstrieb gegeben, der Sie elend mache, weil Sie ihn nicht befriedigen können? Sie werden besser von Gott denken, wenn Sie besser

von Sich Selbst denken werden. Ist denn mein Freund Bayle nicht ein edleres Wesen, als der Matrose, der sich durch das Weltmeer von seinem Schiffe mit forttragen läßt, ohne sich je beunruhigt zu haben, nach welchen Gesetzen es über die Fluthen hingleitet? wie die große Weltuhr im unbegränzten Oceane ihm seine Stunden schlägt, und wie ein Fernrohr am Himmel die Straße findet, die sein Schiff auf den Gewässern der Erde durchlaufen soll? — Sehen Sie da die Auflösung des ganzen Räthsels! Die wonnevolle Aussicht auf Ruhe und Zufriedenheit, wohin uns die enthüllte Wahrheit zu führen verheißt, lockt aus einer schweren Untersuchung in die andere. Wir sehen uns endlich am Ziel unsers Lebens, ohne vielleicht diese Ruhe gefunden zu haben; was wir aber gewiß gefunden haben, ist die Erhöhung und Veredelung unsers Wesens, durch Erweiterung unsrer Kräfte und unsrer Erkenntniß.

Gönnen Sie Sich diesen Trost, auf den Sie so gerechten Anspruch haben! Sie werden mit Sich Selbst ausgesöhnt sein, sobald Sie Muth haben werden Sich nach Ihrem Werthe zu schätzen. — Empfangen Sie noch zum Schluß die theuresten Versicherungen meiner gefühltesten Hochachtung; und wenn es die letzten seyn sollen, die Sie hienieden von mir annehmen können, wenn Sie mir diesseit des Grabes keine Zeugnisse Ihrer Freundschaft mehr geben sollen: so sei dies noch mein letzter irdischer Wunsch für Sie, daß Sie die Ruhe schon hier ganz finden mögen, die Sie in jenem Leben gewiß erwartet.

J. A. Eberhard.

Sechstes Stück.

Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammengehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei! fing der alte Witt an und schmunzelte: wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde — —

Je nun! wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was! wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und muß es denn anders machen, wie die.

Als zum Exempel? —

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus; ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem in's Gesicht sehen; das that er noch weniger: immer guckt' er ganz finster in sich hinein. — Wie meint Er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja, es hat sich wohl! Einen Narren! — Hui! dacht' ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an — wie der Herr Veit muß man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hinein sehen, das taugt nicht; sieh du den Leuten dreist in's Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfui! Sprich du lieber mit Andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till? Hatt' ich da Recht? —

Ei ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein Andrer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink: der guckte aller Welt in's Gesicht, und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Till — wie meint Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen lustigen Kopf? —

Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hui! dacht' ich da wieder; das ist doch drollig! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz, wie der Herr Veit,

noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist in's Gesicht, wie der eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich hinein, wie der andre. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till? So hab' ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ei was? fing der alte Witt an und schüttelte ihn: Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; Er muß darnach aus seyn.

Das bin ich ja lange; aber was hilft's? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schooß, und bleibe zu Hause. —

Ach nicht doch! nicht doch, Herr Flau! Gehen muß Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.

Was? Wie ich's Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie Er's Gesicht trägt. Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren: und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trick; damals noch ein blutjunger Rathsherr: der rannte, mit von sich geworfnen Armen, in's Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau? —

Ei die alte Lehre! Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen.

Ja sieht Er? Aber auch nicht allzuniedrig. — Denn nicht

lange darnach kam noch ein Andrer gegangen; das war der Stadtpoete, Herr Schall: der mußte entweder Verse oder Haussorgen im Kopfe haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! riß ein Seil; der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? Wie man's Gesicht tragen muß? —

Sie meinen, so hübsch in der Mitte. —

Ja freilich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig, nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft: so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Speculation Geld von ihm borgen. — Viel, fing er an, wird dabei nicht herauskommen; das seh' ich vorher: aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel, meint Er denn wohl, lieber Herr Wills, daß Er braucht? —

Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Einhundert Thälerchen etwa.

Wenn's nicht mehr ist; die will ich Ihm geben. Recht gern! — Und damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein! —

Es ist nichts. Es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen: der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt; die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing er an. Ein funfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredete: Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch bei dem Bankerutte verloren? — Ach was? sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein hunderter fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber wie gesagt! die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

Ich? — ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Tomm: der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu? —

Ei, um's Himmels willen! Die möcht' ich wissen. — Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach viel Geld! fing er an, viel Geld! — und da sah man wie ihm das Herz

im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredete: Was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach! sagte er wieder: ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer funfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber, wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt Ihm nun besser?

Ei, das versteht sich. Die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch: viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beiden Redensarten mitten inne wohnte; ich habe mir beide gemerkt: und da sprech' ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also? —

Viel Geld! viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills? Er wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.

Siebentes Stück.

Die Eiche und die Eichel *).

Nicht lange nach der Herausgabe des Buches, worin Herr Dutens die sämmtlichen Entdeckungen der neuern Weltweisen schon in den Alten fand, besuchte er seinen Freund, den Marchese Gemelli, auf dessen unweit Turin gelegenem Landgute. Er traf ihn im Park, und das Gespräch fiel, sogleich nach den ersten Bewillkommungen, auf das Buch des Herrn Dutens.

In der That, Herr Dutens; ich bin mit Ihnen mehr, als mit Ihren Vorgängern, zufrieden. Es fehlte fast allen, die sich an diese Untersuchung wagten, an hinlänglicher Einsicht

*) Plato schrieb Sokratische Gespräche, noch bei Lebzeiten des Sokrates. „Was hat dieser junge Mensch mich nicht alles plaudern lassen!“ sagte einst Sokrates, da er eins dieser Gespräche lesen hörte. — Wenn Herr Dutens diesen Aufsatz sehen und das Nehmliche sagen sollte, so mag der Verfasser es haben. Das wird jener schwerlich zu ihm sagen: Du bist nicht Plato; denn er würde sich der Antwort aussetzen: Du bist nicht Sokrates.

und Unparteilichkeit. — Wer die Alten genugsam kannte, der kannte die Neuern zu wenig; wer mit den Neuern vertraut war, der war es nicht mit den Alten. Jener wollte sich für seine gelehrten Nachtwachen durch den unmäßigen Werth belohnen, den er den Gegenständen seines Fleißes gab; dieser wollte sich, wegen seines Mangels an Gelehrsamkeit, eben durch seine Verachtung der Alten, rechtfertigen. — Sie wissen, wie das ist, liebster Freund. Man ergötzt sich über das was man hat, durch den Werth den man ihm giebt, und tröstet sich über das was man nicht hat, durch den eingebildeten Unwerth. —

Sie glauben also, daß ich beide Abwege vermieden habe? —

So ziemlich!

Daß ich gleiche Unparteilichkeit gegen Alte und Neue bewiesen?

Gleiche wohl nicht. Aber doch mehr, als Andre, Herr Dutens. — Auch vereinigten Sie mehr, als Andre, jene zwiefache Kenntniß, die zu so einer Vergleichung nothwendig ist.

Sie schmeicheln mir sehr, Herr Marchese. — Aber wenn ich Sie kenne, so ist eben Ihr Lob schon die Vorbereitung zu Ihrem Tadel. — Lassen Sie weiter hören!

Etwas hätte ich in der That zu erinnern.

Das ist? — —

Treten Sie zu mir, Herr Dutens! Betrachten Sie mir jene herrliche Eiche, die schönste und größeste dieser Gegend. — Wie weit hat sie ihre Wurzeln verbreitet! wie tief in den Boden geschlagen! — Der Orcan kann sie nicht stürzen, ohne das ganze Land umher aufzuwühlen. — Und welch ein Stamm! Welche Pracht ihrer Krone! Wie herrlich sie ihre Zweige umherträgt! Wie viel Land sie beschattet! — — Nicht wahr, Sie sind entzückt über den Anblick?

Ich bin verlegen über die Antwort. Wie gehört das hieher, Herr Marchese?

Betrachten Sie mir jetzt diese Eichel! — Unläugbar schließt sie doch die ganze Anlage zu einem gleich herrlichen Baume in sich? enthält doch, in ihrer kleinen unentwickelten Pflanze, alle Hauptttheile der Eiche? —

Allerdings! — Aber weiter?

Ich frage Sie nun: Ist darum die Eichel eins mit der Eiche? Ist dieses hingestreute, dem Zufall überlassene, vielleicht zum Vermodern bestimmte Saamenkorn, das dem Auge noch keinen Anblick, dem Müden noch keinen Schatten, den Vögeln des Himmels noch keine Freistatt giebt: ist es jenem prächtigen, tiefgewurzelten, weit umher schattenden Baum zu vergleichen, der aus der unansehnlichen Eichel hervorkeimte, und langsam, in ganzen Jahrhunderten, zu dieser Höhe, dieser Stärke und Majestät empor wuchs?

Aber wer behauptet das auch? —

Sie, mein Freund! Sie!

Und wo? —

Eben in dem Werke, von dem wir sprachen. — Der erste Keim eines Systems ist Ihnen gleich das System; das erste Element eines Gedankens, gleich der Gedanke. — Ob ein Satz von den Alten nur gleichsam gewagt; eine Wahrheit nur von ferne, nur aus Vermuthungsgründen erkannt, ohne alle Bestimmungen hingeworfen, ohne alle Untersuchung ihrer Folgen, ihrer Verbindung mit andern wichtigen Wahrheiten, verlassen worden? oder ob sie von den Neuern in ihrem Zusammenhange mit andern Wahrheiten gedacht, in den ersten Begriffen fest gegründet, bis in alle ihre wichtigen Folgen entwickelt

worden? — das alles ist Ihnen eins wie das andre. Sie sehen schon immer in einem einzelnen Gedanken ein ganzes System, und geben dem alle Ehre, der die erste flüchtige Idee hatte.

Darf ich um Beweis dieser Behauptung bitten? —

Ich habe zu wählen, Herr Dutens. Wenn das, was ich Ihnen vorwerfe, ein Fehler ist, so begehen Sie ihn fast in jedem Capitel. — Doch ich will diejenige Stelle vorziehen, die mir gleich Anfangs am meisten auffiel. Sie läugnen den Neuern die Erfindung des Systems ab, das seinen Namen vom Copernicus führt; den Anfang dieses Absatzes machen Sie mit einer ernstlichen Klage über die Eitelkeit der Neuern. Schon Pythagoras, sagen Sie, hielt die Erde für beweglich; er schrieb ihr, weit entfernt sie für den Mittelpunct der Welt zu halten, einen kreisförmigen Lauf um das Feuer (die Sonne) zu. Also, schließen Sie, kannte schon Pythagoras das System des Copernicus. So auch Aristarch von Samos; auch Timäus von Lokris: denn Beide behaupteten, daß die Erde beweglich sei, und einen kreisförmigen Lauf halte.

Die Stellen sind in den Alten da, Herr Marchese.

Das sind die alle, die Sie uns anführen; — ob ich gleich in manchen etwas ganz anders sehe, als Sie. Auch hier vielleicht in der angeführten Stelle vom Pythagoras *).

Aber was ist denn das Wesentliche im System des Copernicus? das Erste? — Doch unstreitig die Voraussetzung: daß die Sonne der Mittelpunct, und die Erde beweglich sei.

*) Man sehe das jetzt erschienene Werk von Herrn Tiedemann: Erste Philosophen Griechenlands.

Das will ich zugeben, Herr Dutens. Aber welcher Unterschied zwischen jenen hingeworfenen, mit Irrthümern vermischten, mehr errathenen als bewiesenen Sätzen; und zwischen dem so richtig bestimmten, so wohl in Ordnung gebrachten, durch so viele zusammenstimmende Beobachtungen festgegründeten Systeme der Neuern! — Ich hoffe, Sie räumen mir diesen Unterschied ein? —

Allerdings, Herr Marchese. Aber bedenken Sie auch, daß von den Werken der Alten so vieles verloren ging? Daß vielleicht eben in dem was verloren ging — —

Genug, Herr Dutens! Bis in diesen Schlupfwinkel kann ich Sie unmöglich verfolgen. — Doch was hilft Ihnen auch, bei unserm jetzigen Streite, dieses so unwiderlegliche, obgleich so unwahrscheinliche, Vielleicht? Aus Quellen, die nicht vorhanden sind, haben doch die Neuern nicht schöpfen können? Räumen Sie mir also immer ein, daß jener Unterschied vollkommen so groß ist, wie ich ihn angab! —

Gut dann! Er soll es seyn, Herr Marchese.

Und um mich erkenntlich zu zeigen, so sollen Sie wieder in allem Recht haben, was Sie behaupten. — Die Alten sollen sich selbst so verstanden haben, wie Sie sie verstehen; die angeführten Stellen sollen wirklich die Quellen seyn, aus welchen die Neuern schöpften; ich frage noch immer: was folgt daraus zum Vortheil der Alten? was zum Nachtheil der Neuern? — Und von dieser Seite haben Sie doch wirklich die Sache genommen.

Das thut jedermann, Herr Marchese. Der erste Erfinder hat immer die Ehre.

Verzeihen Sie mir! Wenn das jedermann thut, so hat je-

dermann Unrecht. Und ein Philosoph sollte nie etwas aus dem Grunde thun, weil es jedermann thut.

Also schätzen Sie Genie nicht höher, als Fleiß? —

Allerdings schätze ich's höher.

Und ist denn nicht Erfinden das Werk des Genies? Ausbilden das Werk des Fleißes?

Da liegt der Fehler. Sie haben mir einen zu engen Begriff von dem Erfinder.

Dürfte ich um den Ihrigen bitten? —

Sie sagen so, liebster Freund: Diese Eichel schließt die ganze Anlage der Eiche in sich. Die Eiche ist nichts, als die Entwickelung dieser Eichel.

Nun ja! Werden Sie anders sagen? —

Nein! Aber fortfahren werd' ich: Diese Eichel ist wiederum nichts, als die Entwickelung eines frühern Urstoffs. Die Natur war nicht thätiger, da sie die Eichel aus ihrem Urstoffe, als da sie die Eiche aus der Eichel entwickelte: die Elemente mußten ihre ganze Kraft zu dem letzten Endzwecke, wie zu dem ersten, vereinigen. Luft und Erde, und Feuer und Wasser, mußten das eine Mal so wirksam seyn, wie das andere Mal. Die Natur hat von der einen Wirkung so viel Ehre, als von der andern.

Aber wer nun den ersten Urstoff hergab —

Verzeihen Sie! Das war nicht die Natur; das war Gott. — Die Natur kann nur entwickeln, aber Gott hat geschaffen.

Und die Anwendung auf unsern Streit? —

Die ist so leicht, sollt' ich meinen. — Die Gegenstände der Philosophie waren von jeher vorhanden. Die Keime aller philosophischen Wahrheiten lagen in jeder menschlichen Seele. —

Was der denkende Geist von jeher gethan hat und thun konnte, bestand bloß in der Entwickelung dieser Keime, in der Aufklärung, Auseinandersetzung, mannichfaltigen Verbindung und Trennung der Ideen. Es ist eben die Kraft, die eine dunkle Idee zur ersten Klarheit, und die sie zur Deutlichkeit, zur Vollständigkeit bringt. Ich denke, das werden Sie mir einräumen, Herr Dutens.

Eben die Kraft; allerdings! Aber ich frage noch immer: in welchem Fall ist mehr Anstrengung der Kraft?

Und glauben Sie denn, daß sich diese Frage so im Allgemeinen beantworten läßt? — Es kommt alles auf die Beschaffenheit der Idee, auf die Fassung des Geistes, auf die schon vorhergegangenen Entwickelungen anderer Ideen an, die die jetzige mehr oder weniger erleichtern. — Die erste Idee haben, heißt oft nichts; sie schätzen, verfolgen, ausbilden, oft alles. — Sie bewundern den Shakespear, Herr Dutens?

Wie billig! —

Aber nach Ihren Grundsätzen müßten Sie meine Landsleute mehr, als den Ihrigen, bewundern. Shakespear hat viele seiner vortrefflichsten Stücke aus italiänischen Novellen geschöpft, die nichts weniger als vortrefflich waren. Sagen Sie mir: wollten Sie wohl den ganzen Reichthum von Gemälden, von Charakterschilderungen, von eignen, fruchtbaren, erstaunenswürdigen Gedanken, die er aus der Fülle seines originellen Genies hinzuthat, wollten Sie wohl die ganze Ausbildung, die er dem ersten unbedeutenden Stoff gab, geringer achten, als diesen Stoff? Den Geist, den er der todten Materie einhauchte, geringer, als die Materie? Shakespear geringer, als den Novellenschreiber? —

Aber ein Dichter und ein Philosoph, Herr Marchese —

Mögen so verschieden seyn, als sie wollen: in unserm Fall sind sie's nicht. — Wenn bei einem Alten eine nur halbe schwebende Idee, oft kaum kenntlich, unter der dichten Hülle einer Metapher verborgen lag; der Neuere sie auffaßte, richtig bestimmte, in vollem Lichte vortrug; wenn jener eine Wahrheit nur ganz dunkel in einem einzelnen Falle dachte, der Neuere sie von den einzelnen Fällen rein absonderte, und in voller Allgemeinheit zum Grundsatz eines Systems erhob; wenn ein Alter eine gewagte Lehrmeinung aus ganz falschen Gründen durch sophistische Schlußreihen herleitete, ein Neuerer sie aus ihren wahren Erkenntnißgründen durch richtige Schlußketten erwies: wollten Sie da so ganz ohne Bedenken dem Alten vor dem Neuern den Vorzug geben? Sollte nicht, wenigstens dann und wann, der Neuere ein eben so großes, oder größeres Genie seyn, als jener? — — Doch ich sehe, daß ich Ihnen zur Last bin, Herr Dutens. Wir haben hier reizendere Gegenstände der Unterhaltung vor uns. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen in einem oder zwei Briefen mittheile, was ich etwa sonst über Ihr Buch noch gedacht haben kann.

Achtes Stück.

Erster Brief an Herrn Dutens.

Nur noch Eine Frage, Herr Dutens, die zur Vollendung unsers neulichen Gesprächs gehört, und die sich bloß einem denkenden Kopfe thun läßt! — Sollte es Ihnen nicht oft widerfahren seyn, daß Sie durch eigenes Nachsinnen auf Ideen, Grundsätze, Hypothesen, Auflösungen gerathen, die Sie nachher, zu Ihrem größten Befremden, schon bei Andern gefunden? Wenn das ist, so darf ich um desto dreister die Voraussetzung zurücknehmen: daß die Neuern wirklich alle angegebene Ideen aus den Alten geschöpft haben; und dann fällt auf einmal der große Vorzug der Alten hinweg. — Cartesius, sagen Sie oft, hat die und die Lehre vom Epikur entlehnt, Locke die und die Wahrheit im Aristoteles gefunden, Leibnitz die und die Idee aus dem Plato genommen; aber wie in aller Welt können Sie das beweisen? Wär' es denn nicht möglich, daß zwei verschiedene Genies, die einerlei Seelenkräfte auf

einerlei Gegenstände anwenden, auch einerlei Ideen daraus entwickelten? Oder ist es nicht in manchen Fällen ganz sichtbar, daß jeder zu dem gemeinschaftlichen Resultat auf seinem eignen Wege gekommen? Und hängt nicht oft der ganze Werth, die ganze Fruchtbarkeit einer Idee, von dem einzigen Umstande ab: ob sie sich an diese oder jene Gedankenreihe hängte? von diesen oder jenen Gründen das Resultat war? — — Freilich können Sie nun die Alten noch immer Erfinder nennen, aber nur im vorzüglichen, nicht im ausschließenden Verstande; insoferne sie nehmlich die ersten waren, die gewisse Ideen hatten oder vortrugen: aber das Verdienst dabei fällt nun weg, und wird Glück. Leibnitz, Locke, Cartesius, stehen nun jenen Alten nicht weiter nach, als insoferne sie später geboren wurden.

Ich klagte Sie neulich an, Herr Dutens, daß Sie in dem ersten Keim eines Systems sogleich das System, in dem Element eines Gedankens sogleich den Gedanken fänden. Sehen Sie jetzt, wie ich Sie rechtfertige! — Herr Dutens, setze ich voraus, hatte die Werke der Neuern eher, als die der Alten gelesen. In jenen hatte er alles das weiter ausgeführt, näher bestimmt, richtig bewiesen gefunden, was in diesen nur noch roh, dunkel und unbewiesen angegeben war. Er hatte sich durch eine vertraute Bekanntschaft mit den Neuern gewöhnt, zu jedem Begriff seine Bestimmung, zu jedem Satz seine Einschränkung, zu den Folgen die Gründe, und zu den Gründen die Folgen hinzuzudenken. Ihm hatte diese von Andern geschehene Entwickelung kein eigenes Nachsinnen, nur Aufmerksamkeit auf den Vortrag seiner Lehrer, gekostet. Er konnte sich also keiner Mühe und Schwierigkeiten dabei bewußt seyn; vielmehr war es ihm völlig habituell geworden, jede verworrene

Idee zur Deutlichkeit zu erheben, jede irrige zu berichtigen, von den Folgen zu den Gründen und von den Gründen zu den Folgen mit größter Leichtigkeit auf- und abzusteigen. So unterrichtet und so gewöhnt, ging er an die Werke der Alten: und was war nun natürlicher, als daß er gleich in jeder dunkelen Vermuthung die helle Wahrheit, in jeder einzelnen Idee die Reihe hinzugehöriger Ideen, in jeder abgerissenen Trümmer das Gebäude eines Systems; kurz, daß er in der Eichel die Eiche sah? die er gewiß nicht erkannt haben würde, wenn nie eine gewachsen wäre. — „Wie!“ rief noch neulich ein Freund, dem ich von den elektrischen Versuchen Neutons sagte: „Neuton keinen Funken gesehen? Sie scherzen. Er fährt ja so sichtbar heraus!“ —

Ich komme wieder zu Ihrem Buche, Herr Dutens. So lange es bei der eigentlichen Philosophie bleibt, geht es mit Ihrer Erklärungsart noch so ziemlich von statten; aber in Physik, Mathematik, und andern ähnlichen Wissenschaften, haben die Neuern zu viel Eignes, als daß man so leicht mit ihnen fertig würde. Hier, hätte ich geglaubt, würden Sie den Vorzug derselben offenherzig gestanden, und Ihrem Genie wenigstens eben so viel als dem Zufall eingeräumt haben; aber einmal hatten Sie Sich bei Gelegenheit der philosophischen Materien zum Vortheil der Alten erwärmt, und so riß Sie denn der Enthusiasmus unvermerkt mit sich fort. Der Mensch hat in seiner Natur einen gewissen Trieb zur Vollendung, vermöge dessen er nichts gerne halb läßt. Kommt er einmal ins Erheben oder Verachten, so kommt er nicht so leicht wieder heraus. — Um mich nicht in einzelne Capitel einzulassen, will ich Sie nur an Ihre Vorrede erinnern. „In der Vergleichung,

sagen Sie, die man gemeiniglich über die Verdienste der Alten und der Neuern anstellt, muß man vornehmlich diejenigen Künste und Wissenschaften, die vorzüglich eine lange Erfahrung und Ausübung erfordern, wenn sie zur Vollkommenheit gedeihen sollen, von denen unterscheiden, die allein von Genie und Talenten abhangen. . . . . . Man muß auch das nicht aus der Acht lassen, daß die mehresten der so bewundernswürdigen und nützlichen Entdeckungen, deren sich unser Zeitalter berühmt, als z. B. das Pulver, der Compaß, die Ferngläser u. s. w., nicht das Werk philosophischer Genies, sondern die Wirkung des bloßen Ungefährs, oder die Versuche unwissender Künstler gewesen sind."

Der kurze Inhalt dieser ganzen Stelle ist der: Was von langer Erfahrung und Ausübung abhing, das haben die Neuern immer mehr und mehr erweitert und fast zu dem höchsten Grade der Vollkommenheit gebracht; was von Genie und Talenten abhing, das haben die Alten schon alles weggenommen. Also bloß der Fleiß, bloß das Sammeln und Beobachten, macht den Vorzug der Neuern aus? Bloß in Botanik und Anatomie und Chirurgie und andern von Ihnen angeführten Wissenschaften — die denn doch immer auch Genie erfordern — sind sie weiter gekommen? Sie haben gleichsam nur unter den Augen der Alten nach Maaßgabe der Ideen, die diese alleinige Genies ihnen angegeben, mechanisch fortgearbeitet? Und der Fortgang, den sie in der Schifffahrt, in der Astronomie, in allen Theilen der Physik gemacht, der hinge bloß von der Erfindung des Compasses, der Ferngläser, der Vergrößerungsgläser und anderer Werkzeuge; diese Erfindung wieder vom Zufalle, und also am Ende Alles vom Zufalle ab? — Wahr ist es, der

Zufall hat dabei sehr viel gethan, aber doch nimmermehr Alles. Viele der wichtigsten Erfindungen, die uns große Aufschlüsse in der Natur gegeben, sind nichts weniger als zufällige Entdeckungen; es sind wahre, mit Absicht gesuchte Erfindungen gewesen, zu denen aber freilich die Data erst mußten vorhanden seyn. Und dann hat auch der Zufall zu jenen glücklichen Entdeckungen nur den Anlaß geliefert, den erst das arbeitende Genie der Entdecker, oder derer, die ihre Entdeckungen auffingen, zu seiner völligen zweckmäßigen Vollkommenheit ausbildete. Eine Ausbildung, die nicht selten die künstlichsten Ideenverbindungen und eine sehr lange Reihe von Reflexionen erforderte. —

Sonach dächte ich immer, Herr Dutens, daß Sie zwar dem Zufalle ließen was ihm gebührt, aber auch gegen die Verdienste der Neuern gerecht blieben. Wir haben eben sowohl unsere Genies, und haben gewiß eben so große Genies gehabt, als die Alten; auch wäre es in der That sehr sonderbar, wenn es anders wäre. Warum sollte denn nur die geistige Natur an Kräften erschöpft seyn, da die körperliche noch immer eben so wacker und eben so voll Zeugungskraft ist, als vordem? — Die Neuern haben nicht bloß Erfahrungen angestellt, sie haben auch vortrefflich darüber gedacht; sie haben nicht bloß entdeckt, sie haben auch wirklich erfunden; sie haben es in ihren Entdeckungen nicht bloß bei dem bewenden lassen, was der Zufall that; sie haben diese auch mit großem Verstande vervollkommnet, mit großem Verstande die Beobachtungen verglichen, mit großem Verstande Grundsätze heraus gezogen und zur Erweiterung und Bereicherung der Wissenschaften angewandt.

Ich bin u. s. f.

Neuntes Stück.

Zweiter Brief an Herrn Dutens.

Sie scheinen mich wegen der Erinnerungen, die ich Ihnen entgegengesetzt, einigermaßen in Verdacht zu haben, als ob ich ein Verächter der Alten wäre. Sie thun mir Unrecht, Herr Dutens. Man darf ja denjenigen nicht gleich verachten, den man nicht ganz allein und ausschließungsweise hochachten kann. In der That gehöre ich zu den größten Verehrern der Alten, der ihnen nicht nur viele der Vorzüge und Verdienste, die Sie ihnen beilegen, sondern überdas noch manche andre des Vortrages und des schriftstellerischen Charakters zugesteht, die schon allein zu ihrer eifrigsten Lesung ermuntern müßten. Nur das konnte ich nicht zugeben, daß Sie die Genies der Alten auf eine ungerechte Art, und die zugleich den Muth des Philosophen eher niederschlagen, als zu weiterm Forschen beseelen muß, über alle neuern Genies hinausheben wollten. Der Rangstreit ist, wie überall, so auch hier ein sehr unnützer Streit; und hier noch

um desto unnützer, da es in dieser Materie der Zweifel und Dunkelheiten, der Vielleicht und der Vermuthlich so viele giebt, daß man nie eine sichere endliche Entscheidung zu hoffen hat. Ueberdies, wenn es ungereimt wäre, das Genie nur dem einen Theile ausschließungsweise vor dem andern beizulegen, so würde die ganze Untersuchung zuletzt auf die Frage ankommen: welcher von beiden Theilen mehr, welcher weniger Genie gezeigt? Aber wer hat noch je einen richtigen Maaßstab für die Genies erfunden, oder wer wird ihn erfinden?

Sie, mein Freund, waren bei Ihren Kenntnissen unstreitig zu einem weit wichtigern und originalern Werke fähig. Eben darum verdrießt es mich, daß Sie jenen alten fast vergeßnen Rangstreit wieder hervorgesucht haben. Die Aufschrift Ihres Buchs: eine Untersuchung über den Ursprung der Entdeckungen der Neuern, versprach mir so viel! Ich erwartete von dem Verfasser der Monadologie und dem verdienstvollen Herausgeber der Leibnitzischen Werke nichts Geringers, als daß er den Systemen der Neuern bis zu den ersten unvollkommnen, zerstreuten Ideen, woraus sie geworden sind, nachspüren, daß er mich von den vollen und tiefen Strömen, die sich jetzt mit solcher Pracht in das allgemeine Meer der Erkenntniß ergießen, bis zu den ersten unansehnlichen Quellen hinaufbegleiten, und mir während seines Ganges zeigen würde, wie sie durch allmähliche Aufnahme einzelner Zuflüsse bis zu ihrer jetzigen Fülle und Herrlichkeit angewachsen. Kurz, ich erwartete ein Werk, worin nicht sowohl die Philosophen, als die Ideen der Philosophen verglichen, und das allmähliche Wachsthum der menschlichen Erkenntniß, wenn auch nur zum Theil, wenn auch nur in einigen Puncten, entwickelt würde. Und in der That,

liebster Freund, hätten Sie die Schwierigkeiten, die sich freilich bei so einem Werke finden, nur mit einigem Glück überwunden; hätten Sie die Ausführung nur einigermaßen zu den philosophischen Absichten hingelenkt, um derentwillen so ein Werk eigentlich gewünscht wird: was für Dank würden Sie Sich nicht bei der gelehrten Welt erworben, und was für Erbauung bei dem Gelehrten sowohl als dem Denker gestiftet haben!

Lassen Sie mich hier einen der Gesichtspuncte angeben, aus welchem ich so eine Geschichte geschrieben wünschte. — Wir sind unläugbar seit den Zeiten der Griechen und Römer weiter gekommen: nicht bloß in solchen Wissenschaften, die sich unmittelbar auf Erfahrung und Beobachtung gründen, oder wo erst ein glückliches Ungefähr neue Werkzeuge der Erfindung hergeben muß, sondern auch in den höhern metaphysischen Wissenschaften, auch in den abstractern Speculationen über Gott und Welt und Natur der Seele u. s. f. Wir finden überall mehr Licht, mehr Ordnung, mehr Wahrheit und Evidenz in den neuern, als in den ältern Zeiten. Aber eben so unläugbar ist's, daß wir in andern wichtigen Stücken der Erkenntniß, trotz den fortgesetzten unablässigen Bemühungen der größten Köpfe, noch immer eben so unwissend sind, wie die Alten. Wenn wir ja weiter gekommen, so ist es nur darin, daß wir unser Unvermögen zu wissen besser einsehen; denn auch dieses heißt weiter kommen. — Wir haben auf dem Felde der Wissenschaften einige niedrige Hügel, auch einige ansehnlichere Höhen gewonnen, von denen herab wir das alte Gebiet erweitert und reizende Aussichten in neue Gegenden erhalten; aber die wichtigsten Höhen, von denen die weitesten Aussichten zu hoffen waren, und hinter denen es eine unermeßliche Beute von

Erkenntniß geben muß: diese haben wir noch immer, eben wie die Alten, unerstiegen gelassen. Der ganze Unterschied zwischen uns und ihnen möchte der seyn: Die Alten suchten zu dem unersteiglichen Gipfel nur auf einigen Wegen zu gelangen; der Versuch war umsonst, aber immer blieb noch die Hoffnung, daß ein kühnes Genie von irgend einer andern Seite glücklicher seyn würde. Wir hingegen haben, in der Folge der Zeit, nicht nur die alten Wege von Neuem betreten, und jede Ausbeugung, jede Krümmung versucht, wo der gerade Pfad zu steil war; wir sind auch den ganzen Fuß der Höhe, so weit er sich umgehen ließ, wirklich umgangen, haben von jeder Seite den Versuch erneuert, und haben ihn von jeder vergeblich gefunden. Wir haben also vor den Alten den Vortheil, oder sollten ihn wenigstens haben: daß wir alle Absichten auf diese fruchtlosen Unternehmungen aufgegeben, und nun unsre sämmtlichen Kräfte dran setzen, um in den vor uns liegenden ebenern Gegenden, wo die Schwierigkeiten für menschliche Kraft überwindlich sind, immer mehr und mehr wüstes Land zu gewinnen und urbar zu machen. — —

Dieses, was ich hier nur im Allgemeinen angab, durch die einzelnen Materien durchzuführen, nicht bloß in leeren Tiraden über das Unvermögen des menschlichen Geistes zu declamiren, sondern die wohlgefaßten Schwierigkeiten in den einzelnen Fragen zu vergleichen, um die allgemeinern herauszuziehen; die so gefundenen unauflöslichen Probleme unsrer Erkenntniß in deutlichen Sätzen anzugeben, damit der Philosoph jede einzelne Materie auf sie zurückführen, und wie weit er sich einlassen dürfe, vorhersehen könne: das, liebster Freund, wäre eine der wichtigen, wahrhaftig philosophischen Absichten, die der pragmatische Geschichtschreiber der Philosophie vor Augen

haben müßte, und die seinem Werke einen unsterblichen Werth geben würden. Wenn die philosophische Geschichte, ihrem größten Theil nach, eine Geschichte der Verirrungen unsers Geistes und seiner verschwendeten Kräfte ist: zu welchem Endzwecke sollte sie dann eher hingerichtet werden, als daß wir künftig vor gleichen Verirrungen oder vor gleicher Verschwendung unserer Kräfte bewahrt würden? — In der That wird noch immer so viel Vergebliches unter uns geschrieben, Akademieen werfen Fragen auf, und philosophische Köpfe strengen ihren Scharfsinn an, sie zu beantworten; Fragen, worin sich der wesentliche Punct sogleich als unerklärlich zeigen würde, wenn man sie auf eins von jenen Problemen zurückbrächte.

Aber — könnten Sie sagen — gehört nicht vielleicht diese ganze Idee in die Zahl jener süßen Träume, die so leicht erdacht und so schwer realisirt sind? Ich fürchte das nicht, liebster Freund. Denn, wie Sie wissen, so ist in manchen schätzbaren Werken schon vieles geschrieben worden, woraus sich die Möglichkeit eines solchen Werkes begreifen läßt. Wäre dies nicht, so würde ich die ganze Idee, auch gegen Sie, unterdrückt haben; denn ich hasse von ganzem Herzen die schwindelnden Planmacher, die immer so stolze und so unmöglich auszuführende Entwürfe mit einer Miene hinwerfen, als ob es nur auf ihren Willen ankäme, sie auszuführen. Leider ist die Miene an diesen Herren das Beste, wo nicht gar Alles. Sollte es vom Reden zur That kommen, so möchten sie oft gegen die getadelten und gehohnneckten Autoren, denen sie von der Höhe ihrer Ideale herab so verächtliche Blicke geben, nicht viel besser, als Marsyas gegen den Apoll, bestehen.

Ich bin u. s. w.

Zehntes Stück.

Ueber Emilia Galotti.

Erster Brief.

Sie haben Recht, liebster Freund, wenn auch Emilia Galotti alle die Fehler hätte, die verschiedene Kunstrichter darin haben finden wollen; so würde man sie doch alle über den einzigen Marinelli vergessen. So sehr ich auch die Charaktere des Odoardo und der Orsina, wenigstens von gewissen Seiten und in gewissen Situationen, bewundre; so bewundre ich doch noch mehr den in allen seinen kleinsten Theilen so wahren, so ausgeführten, von Anfang bis zu Ende so wohl erhaltenen Charakter des Marinelli. Von der moralischen Seite betrachtet, sei er so schwarz als er wolle, ich bin der erste, ihn zu verwünschen; aber von der poetischen, ist er einer der schönsten und ausgeführtesten, die nur je auf der Bühne erschienen sind.

Gleich zu Anfange erscheint Marinelli als der gewandte und verschlagene Höfling, als der niederträchtige und durch

lange Uebung im Laster ausgelernte Verführer, der er das ganze Stück hindurch bleiben wird. Das Empressement, womit er zum Dienst eilt; die leichte Art, womit er dem Fürsten Schmeicheleien sagt; die Geschwindigkeit, womit er sich nach jedem Winde dreht, und Alles wird was sein Vortheil in jeder Situation aus ihm haben will; der leichtsinnige, hämische, persiflirende Witz, womit er über Appiani und Orsina herfährt; die Vorurtheile von Geburt, von Ehrenstellen, von ersten Häusern; die vollkommne Einsicht, die er sich in den Charakter des Fürsten erworben, und vermöge deren er so vortrefflich weiß, wie weit er jedesmal gehen oder nicht gehen darf, wie er ihn zu dem Puncte, wo er ihn haben will, hinbringen, oder wenn er ihm abspringt, ihn wieder zurückholen soll; die meisterhaften Wendungen, womit er dem Härtesten, was er zuweilen sagen zu müssen glaubt, das Allzuauffallende zu benehmen, und indem er es wieder gut macht, es zu seinem größten Vortheil zu nutzen weiß; die allertiefste Verstellungskunst, womit er sich aus den schlimmsten Händeln herauszureden und seine wahren Absichten gegen jedermann zu verhüllen weiß; die unbegreifliche Kälte und Gleichmüthigkeit, die ihm immer völlige Besonnenheit läßt, neue Hülfsquellen zu eröffnen und neue Räder in die Maschine einzusetzen, wenn es mit den alten nicht mehr fort will; das kriechende Wesen, womit er wahre Grobheiten vom Prinzen hinnimmt, und ohne böse zu werden, sich Thor und Narr schelten läßt — — Doch wie kann ich alle die einzelnen Züge herzählen, die so wohl zusammen geordnet, so fein in einander verflößt, ein so lebendiges und vollendetes Ganze geben, daß ich nie müde werde, es zu betrachten und zu bewundern? Wenn ja der eine oder der andre dieser Züge

in einzelnen Stellen weniger getroffen scheint (welches doch vielleicht nur im fünften Act der Fall ist, wo Marinelli dem Prinzen eine für ihn nicht schickliche Rolle aufträgt), so liegt die Schuld wohl unstreitig an dem weniger richtigen Charakter des Prinzen, der, wie Sie Selbst schon bemerkt haben, auch auf den Charakter des Marinelli ein falsches Licht wirft.

Aber, sagen Sie am Ende Ihres Briefes, ist nicht Marinelli vielleicht ein zu schwarzer, zu ruchloser Charakter? Bricht nicht seine nichtswürdige Denkungsart in allzuungeheure, allzuschändliche Handlungen aus? Sollte es je in der Natur einen Marinelli gegeben haben?

Herr Lessing hat selbst so viel Wahres und Gutes gegen die grundlose Bosheit geschrieben, daß es sonderbar wäre, wenn er sich diesen Fehler in seinen eignen Werken zu Schulden kommen ließe. Aber Marinelli, däucht mir, hat zu seinen Bosheiten Gründe, die nach seinem Charakter, seinen Umständen, seinen Vorurtheilen, entscheidend genug sind: nur das könnte etwa beleidigen, daß er diese Bosheiten mit so großer Kälte und Ruhe ausführt; allein auch davon zeigt sich der hinlängliche Grund in seiner langen Gewohnheit des Lasters. Er hat es darin zu einer Art mechanischer Fertigkeit gebracht; sein Bubenstück geht ihm, wie einem geübten Künstler sein Werk von Händen, ohne daß er oft selbst mehr weiß, was und wie er es macht.

Die ehrloseste seiner Unthaten ist ohne Zweifel der Meuchelmord des Appiani. Aber schwerlich würde er so weit gegangen seyn, wenn ihn nicht seine äußerste Feigheit, seine Furcht vor einem unvermeidlichen Zweikampf, gleichsam dazu gezwungen hätte; wenigstens hat Herr Lessing diesen Umstand mit gro-

ßer Kunst im Dunkeln gelassen. Nächst diesem Morde, erscheint er am häßlichsten, als — ich will es mit dem Worte der Claudia sagen — als der Kuppler des Prinzen. Und zwar als ein so niederträchtiger Kuppler, dem der schändlichste Lug und Trug, dem das äußerste Verderben einer achtungswürdigen Familie nichts ist, wenn er nur dem Prinzen zu seinem Zwecke verhelfen kann. Diese Nichtswürdigkeit zu erklären, muß man sich in die ganze Situation eines Mannes, wie Marinelli, hineindenken. Lieblinge seiner Art verüben solche Schandthaten, weil es die einzigen Mittel zur Befriedigung ihrer eigenen heißesten Begierden sind; weil sie durch anders nichts zu dem zu gelangen wissen, was für sie die höchste, ja die einzige Seligkeit des Lebens ist. Denken Sie Sich diese Unglücklichen mit ihren jämmerlichen kleinen Vorurtheilen, die sie zum Theil schon durch die ersten Eindrücke ihrer Kindheit erhalten; mit ihren so eingeschränkten, aber eben deswegen nur fester gegründeten Begriffen von Hofleben, von Gnade, von der Person des Prinzen, von Rang, von Einfluß, von Reichthum, von Ehrentiteln, von Ordensbändern, von Schlüsseln. Der gewöhnliche Gesellschafter des Prinzen zu seyn, unangemeldet zu ihm hineintreten zu dürfen, mit ihm zu fahren, bei der Cour des gnädigsten Lächelns gewürdigt zu werden, wohl gar in einem Winkel mit ihm zu flüstern, seine eigne Antichambre zu halten, Aufwartungen von den Vornehmsten zu bekommen: das sind für sie die höchsten Seligkeiten des Lebens, ohne die sie ihr Dasein hassen würden, und auch Ursache hätten es zu hassen. Denn was können doch diese Armseligen, deren ganze Kenntniß sich auf Etikette und Ränke einschränkt; was können sie doch mit ihrem Leben noch anfangen, wenn für sie keine Cour, keine

Tafel, keine Galla mehr ist? Was bleibt ihnen übrig, als sich vor Langerweile den Tod zu wünschen und zu sterben? Dazu kommt noch die unendliche Verachtung, die sie dann um desto empfindlicher treffen muß, je mehr sie sich in ihrem blühenden Glücksstande Feinde und Neider zugezogen haben. Mit welcher Begierde müssen sie also jenes Glück nicht suchen, und wenn sie es einmal erlangt, mit welcher Inbrunst es festhalten!

Ihre ganze Wohlfahrt hängt an der Gnade des Prinzen; und diese zu erwerben, was giebt es für Mittel? Verdienste um den Staat, oder Verdienste um seine Person. Zu jenen, die noch überdies, wenn der Prinz ein Wollüstling oder ein Müßiggänger ist, am wenigsten geschätzt und belohnt werden, haben sie die Fähigkeiten, die Kenntnisse nicht — die haben nur die würdigern Männer, die Camillo Rota; — also bleibt ihnen nichts übrig, als sich um die Person des Prinzen verdient zu machen. Und wie das? Indem sie sich aus dem Charakter des Prinzen ihr höchstes Studium machen, alle seine kleinsten Neigungen, Schwächen, Eigensinnigkeiten ausforschen, sich in allem darnach bequemen, ihnen alle Mittel zur Befriedigung ihrer Begierden herbeischaffen, ihnen darin zuvorkommen. Das führt sie dann oft zu Niederträchtigkeiten, die ihnen anfangs, eh' sie noch in die Gewohnheit kommen, sehr unangenehm seyn können; aber was in aller Welt sollen sie machen? Der nichtswürdigen Seelen giebt es überall, und nirgend mehr als in der Gegend der Höfe; was also sie nicht thäten, würde ein Anderer thun; dieser Andere würde sie wegdrängen, würde an ihre Stelle treten, würde sie um alle Wonne des Hofes, um alle Seligkeiten des Lebens bringen. — Von diesem kleinen Anfange geht dann die Bosheit schrittweise weiter. Dem alten

ausgelernten Höfling genügt es nun nicht mehr, den Neigungen seines Prinzen nur nachzugehen; er sucht auch ausdrücklich sie zu erwecken; er giebt sich die äußerste Mühe, besonders wenn der Prinz noch jung ist, seinen Charakter zu verderben, seine Begierden zu reizen, seine Lüste anzufachen, damit er ihm zu ihrer Befriedigung nothwendig werde. Zu dem Allen gesellt sich dann noch die Kabale, der Neid, die Lust an der Intrigue, das Vergnügen, die Kräfte seines Geistes an der Ausführung mißlicher Projecte zu üben.

So, liebster Freund, erkläre ich mir den niederträchtigen Charakter des Marinelli und aller ihm ähnlichen Günstlinge. — Ich weiß nicht, wie Sie oder Andere denken; aber ich meines Orts bin einem Dichter für einen wohlgezeichneten bösen Charakter eben so sehr und oft mehr, als für den bestgezeichneten guten verbunden. Gemeiniglich lerne ich daraus mehr in Absicht der Kenntniß des Menschen, mehr in Absicht der Klugheit des Lebens, mehr in Absicht der dramatischen Kunst. Auch haben dergleichen Schilderungen unmoralischer Charaktere auf den Zuschauer eine sehr moralische Wirkung. Der Dichter, der das Laster in seiner natürlichen Häßlichkeit darstellt, bessert oft mehr als ein andrer, der nur immer rühren, immer zärtliche Thränen hervorlocken, immer durch Aufstellung sanfter, unschuldiger, großmüthiger Gemälde für die Tugend einnehmen will. Es ist wahr, man darf die Tugend nur kennen, um sie zu lieben; aber um sie recht feurig zu lieben, muß man noch mehr, muß man auch noch das Laster kennen.

Ich hatte anfangs die Idee, eine kleine Geschichte von dem Leben des Marinelli zu entwerfen, und Sie von der Wahrheit dieses Charakters eben dadurch zu überführen, daß ich

Ihnen die Art seiner Bildung zeigte. Nachher ward ich inne, daß eine solche Arbeit für meine Kräfte vielleicht zu schwer und gewiß für meine Zeit zu weitläuftig wäre. Aber warum nehmen doch unsre Romandichter die Ideen zu ihren Werken nicht dann und wann von der Bühne, und suchen vortreffliche Charaktere, die der dramatische Dichter nur in einzelnen Situationen bearbeiten konnte, weiter zu entwickeln und bis zu ihrer ersten Entstehung zu verfolgen? Durch nichts könnten sie mehr Kenntniß der Welt und des Menschen zeigen; durch nichts mehr unterrichten und bessern, als durch Werke dieser Art, die das in Absicht ganzer Charaktere thäten, was Shakespears beste Schauspiele in Absicht einzelner Leidenschaften thun: daß sie ihnen nehmlich von ihrer ersten Anlage bis zu ihrer letzten völligen Ausbildung schrittweise nachgingen. —

Elftes Stück.

Ueber Emilia Galotti.

Zweiter Brief.

Auch über den Charakter des Appiani bin ich im Ganzen mit Ihnen einig: er enthält etwas auffallend Sonderbares. Der Mann hat alle mögliche Ursachen zum Vergnügen; er hat die liebenswürdigste und geliebteste Braut; tritt in Verbindung mit der achtungswerthesten Familie; wird der Sohn eines Vaters, der seine ganze Bewunderung, seine zärtlichste Ehrerbietung hat: und bei alle dem ist er nicht nur ernst, er ist tiefsinnig, mürrisch. Wenn die Ursache davon nicht in einem natürlichen Hange zur Melancholie oder in einem Fehler des Charakters liegt — und das scheint hier nach allen Umständen der Fall nicht zu seyn, — so muß sie nothwendig in seiner jetzigen besondern Verfassung liegen; aber was wir da sehen, ist eine wirkliche Kleinigkeit. Es kann ihm ärgerlich seyn, daß er bei dem Prinzen noch vorfahren und ihm seine Vermählung kundmachen soll; aber unmöglich kann so ein einziger kleiner Umstand ihn so

völlig aus seiner Fassung heben. Der wahre Hauptgrund seines Verdrusses liegt also in jenen geheimnißvollen Ahnungen, deren er gegen Emilie und ihre Mutter erwähnt; aber bloß erwähnt, ohne auch nur die mindeste Veranlassung dazu zu zeigen.

Ich will nicht läugnen, daß dergleichen Ahnungen wirklich in der Natur sind; sie mögen, wie der Verfasser der Träume eines Geistersehers will, aus einem geheimen Commercium der Seelen entstehen; so viel aber weiß ich, daß ich auf der Bühne noch immer lieber Träume, als Ahnungen haben möchte. Jene sind gewöhnlicher und werden im Schlafe, wo die Seele vor den Eindrücken der Wirklichkeit völlig verschlossen ist, durch eine freie umherschwärmende Phantasie erzeugt; sie erlangen oft den äußersten Grad der Lebhaftigkeit, und setzen dann das Blut in eine Wallung, die Nerven in eine Erschütterung, die oft lange nach dem Erwachen noch fortdauren und Bänglichkeit und Schwermuth hervorbringen. Diese hingegen — wenn ich sie auch nicht völlig von der Bühne wegwünschte, so möchte ich sie doch niemals unter solchen Umständen und mit so außerordentlichen Wirkungen, wie hier. Alle Gründe zum Vergnügen sind hier so groß, so mannichfaltig, so in die Augen leuchtend; der einzige klarerkannte Grund zum Verdrusse ist so nichtig, so unbedeutend, daß er das Züngelchen in der Wage kaum um eine Linie verrücken sollte: und was hält denn nun jenen Gründen das Gleichgewicht? was giebt der Wage an der entgegengesetzten Seite den Ausschlag? was reißt sie so ganz auf den Boden herunter? — Eine Ahnung, wovon niemand, Appiani selbst nicht, weiß wo sie herkommt; ein gewisses unnennbares Etwas, das sich vielleicht eben deßwegen nicht nennen läßt, weil es ein bloßes Nichts ist.

Wie aber der Dichter auf diesen Zug im Charakter gerathen sei? ob er durch dieses Mittel bloß den Eindruck schwächen wollen, den der nachherige Tod des Appiani macht, damit er uns nicht zu sehr wider den Endzweck des Stücks interessire? oder ob er den Charakter des Grafen, den er so wenig Raum zu entwickeln hatte, durch diesen frappanten Zug nur mehr herausheben wollen? oder ob er vielleicht diesen Zusatz nöthig fand, um zu einem gewissen Ziele, zu dem er nothwendig hin mußte, desto leichter und kürzer hinzukommen: darüber möchte sich ohne seine eigne Erklärung schwerlich entscheiden lassen. — Ich, liebster Freund, vermuthe das Letztere, und ich will Ihnen hier die Gründe dieser Vermuthung vorlegen, damit Sie urtheilen können. Ist meine Hypothese falsch, nun so kann doch auch die Ausführung falscher Hypothesen noch immer viel Wahres und Lehrreiches enthalten.

Das Ziel, wo der Dichter zunächst hin mußte, war der Tod des Appiani. Wäre der Graf beim Leben geblieben, so sieht man nicht ab, wie das Stück so bald hätte ausspielen können. Aber wenn nun Marinelli diesen Tod gleich anfangs und ohne allen weitern Bewegungsgrund bei dem Angelo ausgemacht hätte, so wäre der ohnedies schon so schwarze Günstling vollends zum Ungeheuer geworden, und der allzugroße Abscheu hätte uns unser ganzes Vergnügen an dem Charakter verderbt. So aber hat Marinelli anfangs noch keinen vollständigen Plan, er will nur für's erste die Vermählung hindern und die Braut haben; daß er nachher dem Angelo einknüpft, den Grafen nicht bloß zu verwunden, sondern niederzuschießen: davon liegt der wahre Grund in seiner Furcht vor dem Zweikampfe. Wie sollte nun aber der Dichter zu diesem Zweikampfe hin? Beide muß-

ten sich schon große Beleidigungen sagen, eh' es bis zur Ausforderung kam; es mußte geschimpft werden, und Appiani schimpft denn auch wirklich. — Nehmen Sie jetzt diesen Appiani in einer völlig heitern Gemüthsfassung an; überlegen Sie dabei den ganzen Charakter des Marinelli: und dann sagen Sie mir, wie der Dichter dieses Ziel, ohne einen unnatürlichen Sprung zu thun, so leicht hätte erreichen sollen?

Ich will mich über diese Schwierigkeit etwas näher erklären. Marinelli ist ein Hofmann, und ist, wie alle Bösewichter seiner Art, feigherzig. Als jener, sagt er schwerlich Grobheiten, auch nicht gegen Personen, die er auf's tödtlichste haßt; er hat bei seinen Hofsitten auch Hofton: Honig auf der Zunge, bei der bittersten Galle im Herzen. Wenn ein feinerer Weltmann, und besonders so ein abgeschliffner, versteckter, geschmeidiger Höfling, wie Marinelli, der sich so ganz in seiner Gewalt hat, beleidigt; so ist es weniger durch das, was er sagt, als durch die Art, wie er es sagt; so ist es mehrentheils nur von ferne, nur mit einer heimlichen Wendung, mit einem bedeutenden Tone, mit einem flüchtigen Achselzucken, mit einem spitzfindigen Lächeln, mit einem höhnischen vor sich Niedersehen, mit einem vornehmen Wiederaufblicken. Vollkommen so erscheint auch hier Marinelli, der überhaupt vortrefflich geschildert ist: anfangs nichts als Höflichkeiten, als Freundschaftsversicherungen, und auch da, wo er das Härteste sagt, das ihm Appiani so hoch anrechnet, noch immer Mäßigung und Zurückhaltung! Ja, es scheint, daß er nach seiner Hofart und bei seiner Feigheit auch diesen Ausfall nicht einmal würde gewagt, auch diesen Ton der Spötterei sich nicht würde erlaubt haben, wenn ihm nicht Appiani schon so lange Dinge gesagt hätte,

die ein Mann von weniger Verstellungskunst und reizbarerer Galle nimmermehr hätte anhören können. Wirklich ist Appiani gleich anfangs beleidigend; er sagt ihm alles, was er denkt, so rund ins Gesicht: und doch ist er auch Weltmann, obgleich von der rechtschaffnern, edelgesinntern Art. Und wie in aller Welt kommt denn dieser feine und gesittete Mann zu so einer Begegnung? Empfände er das ganze Glück seiner Situation; verlöre sich sein wollüstiger Blick in den reizenden Aussichten, die vor ihm liegen: so würde bei dieser guten Laune das Gespräch nach aller Wahrscheinlichkeit anders fallen.

Der Graf, werden Sie mir vielleicht einwenden, kennt den Marinelli und verachtet ihn. Gut! das kann ein Mann, wie Appiani, nicht anders. Aber die Verachtung hat ja so manche Miene, so manchen Ton; warum muß sie sich eben so bitter äußern? — Marinelli, werden Sie fortfahren, steht dem Grafen entgegen; bloß um dieses Günstlings willen hat der Graf nicht aufkommen können. Aber bedenken Sie auch, daß gerade Appiani der Mann ist, dem an diesem eitlen Glücke wenig gelegen scheint? dem es vielmehr lieb seyn kann, daran verhindert zu seyn? der ein= für allemal den seligen Entschluß gefaßt hat, in seinen väterlichen Thälern sich selbst zu leben? Sehr leicht muß ihm also Appiani diese Beleidigung, die für ihn eigentlich keine ist, verzeihen können; der Haß fällt weg, und es bleibt also nichts als Verachtung übrig. Nun sieht man freilich den Mann nicht gerne kommen, den man verachtet; Appiani kann verdrießlich seyn, von angenehmern Unterhaltungen dadurch abgerufen zu werden: aber dieser kleine flüchtige Verdruß, sollte der Einfluß genug haben, ihn so auf einmal und so ganz aus seiner Lage herauszusetzen? Sonach bliebe Appiani

in seiner völligen Heiterkeit: und wie würde er da den Marinelli empfangen? welchen Ton gegen ihn annehmen? Keinen vertraulichen, aber auch keinen auffahrenden; keinen verbindlichen, aber auch keinen bittern; keinen scherzhaften, aber auch keinen mürrischen. Er würde den verächtlichen Menschen, wenn er sich zu nahe an ihn machte, mit einem sanften Drucke in der gehörigen Entfernung halten, nicht auf eine so rauhe gewaltsame Weise von sich stoßen; er würde, wenn er in ihm nicht den Kammerherrn schonte, wenigstens den Abgeordneten des Prinzen schonen, gegen den er doch immer Achtung und Mäßigung zeigt. Finge dann Marinelli aus muthwilligem Kitzel, oder aus Verdruß über seine fehlgeschlagenen Entwürfe an, über des Grafen Verbindung zu spötteln: was meinen Sie wohl, daß bei dem entzückten Liebhaber, bei dem ruhigen, gesetzten Manne, dieser Spott eines Menschen, den er so herzlich verachtet, über den er sich so weit hinausfühlt, für Wirkung thun könnte? Sollt' er ihn aufbringen? in Harnisch jagen? zu Anzüglichkeiten, zu Schimpfreden reizen? Nein, liebster Freund, dann sollte der Graf Emilia Galotti nicht haben, nicht der Sohn eines Mannes wie Odoardo werden. Wen er nicht werth hält, daß er mit ihm scherze, den soll er noch weniger werth halten, daß er sich mit ihm schimpfe. Lächeln müßte er über die armseligen Vorurtheile dieses engen Kopfes und noch engern Herzens, ihm einen der mitleidigen Blicke geben, womit der edle Mann auf ein Insekt wie Marinelli herabblickt, dessen Gift er nicht fürchtet, und an dem er nichts als seine verächtliche Kleinheit gewahr wird; ihn noch einmal mit einer kategorischen Antwort abfertigen und ihn laufen lassen. — So, denke ich, würde das Gespräch in so einer Situation und zwischen sol-

chen Charakteren ausfallen müssen, wenn nicht irgend ein anderer Umstand hinzukäme.

Aber wie gar anders, wenn nun dieser hinzukömmt! Nehmen Sie den Appiani gleich zu Anfange so an, wie ihn der Dichter vorstellt: mürrisch, tiefsinnig, ärgerlich; so wird nun die ganze Scene nicht nur richtig und wahr, sie wird auch eine der Meisterscenen in der Emilie. Denn nun ist Appiani geneigt, nicht sowohl die verächtliche als die hassenswürdige Seite des Marinelli zu sehen; nun wird er nicht bloß in seinem Vergnügen, er wird in etwas weit anderm unterbrochen, das die Seele weit mehr interessirt, worauf sie ihren Blick weit starrer hinheftet, in seinen trüben schwermüthigen Reverieen; nun ist er vorbereitet, alles hoch aufzunehmen, sich bei dem ersten besten Anlasse zu erbittern, seiner Würde uneingedenk sich mit einem Menschen zu zanken, den er lediglich verachten sollte, sich den überlästigen Besuch auf jede Art, höflich oder unhöflich, vom Halse zu schaffen. Und dann spielt nun die ganze Scene natürlich weiter, bis zur Ausforderung, und bis zum Meuchelmorde des Appiani.

Ich bekenne Ihnen noch einmal, mein Freund: es ist sehr mißlich, eines Andern bestimmte Absicht zu errathen, wo er ihrer mehrere haben konnte; und wenn ich also geträumt habe, so verzeihen Sie mir! Ich erwache wieder aus meinem Traume. — Aber so viel, denke ich, ist doch immer ausgemacht: daß, wenn auch der Dichter bei der Schwermuth des Appiani nicht eigentlich auf diesen Endzweck gearbeitet, ihm wenigstens diese Schwermuth zur Erreichung dieses Endzwecks gute Dienste geleistet hat.

Zwölftes Stück.

Ueber Emilia Galotti.

Dritter Brief.

Der Widerspruch, den Sie in dem Charakter der Emilie glauben bemerkt zu haben, liegt meines Erachtens nicht in den ersten Grundzügen des Charakters; er entsteht nur durch die Art, wie die letzten Scenen ausgeführt worden. Eben das Mädchen, sagen Sie, das wir im Anfange so ängstlich, so furchtsam, so schüchtern sehen; eben das Mädchen kann nachher so herzhaft den Tod fordern? ihn so willig erdulden? Ist hier nicht ein größerer Widerspruch, als in dem Charakter der Iphigenia, den Aristoteles um einer ähnlichen Ungleichheit der Sitten willen tadelt? — Nein, mein Freund, nicht einmal ein eben so großer; und sobald Sie den Gang der Ideen in Emiliens letzter Scene nur ein wenig ändern wollen, ganz und gar keiner.

Es giebt unter den Menschen viele solcher Charaktere, in denen sich zwei entgegengesetzte Eigenschaften vereinigen; und

diese sind allemal, wenn sie wohl ausgeführt werden, nicht nur die lehrreichsten, sondern auch wegen des Wunderbaren, das ihnen anhängt, die interessantesten. Der Dichter muß nur nicht vergessen, zu zeigen, wie sie möglich sind; das heißt, er muß uns den Grundzug im Charakter angeben, der den scheinbaren Widerspruch aufhebt, und die beiden so unverträglich scheinenden Eigenschaften in Harmonie bringt. In dem Charakter der Emilie findet sich dieser Grundzug wirklich. Sie ist weder aus bloßem Temperament so furchtsam, noch aus bloßem Temperament so entschlossen, den Tod zu leiden; sie ist beides aus herrschender, beinahe schwärmerischer Liebe zu ihrer Religion. Bei ihrem Anfalle von Furcht, hat der Dichter diesen Zug unvergleichlich herausgehoben; aber nicht eben sowohl bei ihrer nachmaligen Herzhaftigkeit. Denn hier äußert Emilie in allem, was sie sagt und thut, mehr stoische räsonnirte Tugend, als christliche Furcht vor der Sünde. Fast das einzige Wort, das ganz ihrem Charakter entspricht, ist das: „Nichts Schlimmers zu vermeiden, sprangen Tausende in die „Fluthen, und sind Heilige"; aber der Zug steht zu abgerissen, zu einzeln da: wir werden weder vor- noch nachher an die Religion weiter erinnert. Ja selbst bei ihrem endlichen Hinsinken, bei dem letzten Zuschließen ihrer brechenden Augen, hören wir keinen Laut, keinen Seufzer, der an Gott, oder an ihre Heilige gerichtet wäre. — Was aber das Schlimmste ist, so führt uns der Dichter selbst irre, und scheint seinen ganzen Vortheil freiwillig aus den Händen zu geben. „Du kennst „sie," läßt er die Mutter zu Odoardo sagen: „sie ist die Furchtsamste und Entschlossenste unsers Geschlechts. Ihrer ersten „Eindrücke nie mächtig; aber nach der geringsten Ueberlegung,

„in alles sich findend, auf alles gefaßt. Sie hält den Prin„zen in einer Entfernung; sie spricht mit ihm in einem Tone „u. s. w." Scheint es nicht, als wenn der Dichter in dieser Stelle, die doch immer die Schwierigkeit nur angeben würde statt sie aufzulösen, als wenn er uns hier zu dem Folgenden vorbereiten, als wenn er den Charakter durch eine künstliche Wendung zum Ziel herumlenken wolle? Gleichwohl brauchte er das so wenig, wenn er nur Emiliens endliche Herzhaftigkeit aus eben der Quelle entspringen ließ, woraus ihre anfängliche Furcht entstand.

Ich habe gegen die Ausführung der letzten Scene noch eine andere Erinnerung zu machen, von der ich mich wundre, daß sie noch sonst niemand gemacht hat. Sie betrifft die an sich so vortreffliche Stelle, worin Emilie über Gewalt und Verführung philosophirt. Wenn ich sie sagen höre: „Ich habe „Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut, als „eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. „Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. „Es ist das Haus der Freude u. s. f." — so weiß ich in der That nicht, was aus dem Mädchen geworden ist. Ich möchte fast argwöhnen, daß ihre Liebe zu Appiani bloße Koketterie gewesen. Denn sagen Sie selbst, mein Freund; wie kann sich Emilie, in ihrer jetzigen Lage, vor Verführung fürchten? und vor Verführung vom Prinzen? Sie weiß, wie sie selbst gesteht, warum Appiani todt ist, dieser ihr theurer, geliebter Appiani, dessen Tod ihr, wo sie nicht das nichtswürdigste Mädchen ist, an die innerste Seele gehen muß; sie sieht gleichsam sein Blut noch an den Händen des Prinzen kleben: und wäre nun dieser Prinz ein Adonis, wäre er der Liebenswürdigste

aller Sterblichen; so müßte er ihr doch um dieses Blutes willen, in diesem ersten Augenblicke der empörten Leidenschaft, das gräßlichste, verabscheuungswürdigste Ungeheuer dünken, das je die Erde getragen. Dazu kommt noch, daß sie den ganzen Plan durchsieht, den er gegen ihre Tugend gemacht, diesen ehrlosen, schändlichen Plan: und wie sehr muß nicht das, bei einem so frommen, so ehrliebenden, für ihre Seele so besorgten Mädchen, den vorigen Abscheu noch verstärken! Immer mag ihre Religion ihr sagen, daß bei der Verderbniß des menschlichen Herzens kein Verbrechen unmöglich sei; in der jetzigen Verfassung kann ihre Seele auf keinen Gedanken achten, keinen Gedanken annehmen, als der ihrem äußersten Abscheue gegen den Prinzen gemäß ist, ihn verstärkt, ihn bestätigt. Wenn sie sich also nicht vor Gewalt fürchtet, vor eben der Gewalt, die eben jene Heiligen vermeiden wollten, da sie sich in die Fluthen stürzten; vor was sonst kann sie sich fürchten? Davor nimmermehr, daß je der Prinz ihr gefallen, daß je ihr Blut für ihn wallen, daß je ihre Sinne an ihm Gefallen finden sollten; oder ich gestehe gern, daß ich keinen Begriff von dem habe, was menschliches Herz ist. — Erklären Sie mich aber nicht unrecht, mein Freund. Ich behaupte nicht, daß Emilie ihren Appiani nicht wirklich vergessen, nicht vielleicht schon in einem Monate von dem Prinzen verführt seyn könne; das kann sie sehr leicht, und sie wäre wohl nicht das erste Mädchen. Ich sage nur, daß sie jetzt, vermöge ihres Charakters, vermöge der ersten Täuschung ihrer aufgebrachten Leidenschaft, das, was an sich sehr möglich ist, gar nicht für möglich erkennen müsse.

Wie? wenn also der Dichter diese ganze Philosophie über Gewalt und Verführung, so richtig und vortrefflich sie an sich

selbst ist, aufgeopfert, und dafür folgende Reihe von Ideen gewählt hätte: Der Prinz liebt mich; er hat mir's erklärt; er wird nichts unversucht lassen, mich zu seinem Willen zu bewegen. Er wird am Ende Gewalt brauchen; denn kein Frevel in der Welt kann für den noch zu groß seyn, der den liebenswürdigsten aller Menschen ermorden konnte. Er wird auch der Mörder meiner Seele werden, nachdem er der Mörder meines Geliebten geworden. Und diese Schande kann mein Vater nicht zugeben; nimmermehr, oder er ist nicht mein Vater. Gott und Natur haben mich an ihn als meinen Beschützer gewiesen, und ich habe außer ihm keinen Retter. . . . . . Wie? wenn dann der verwirrte, in Wuth gesetzte, erschütterte Vater, der eben so sehr als Emilie vorbereitet ist, von dem Prinzen das Allerärgste zu denken; wenn er ihr dann den Dolch mit den Worten zeigte, daß er für sie keine andre Rettung sähe, als durch den Tod; wenn Emilie ihm antwortete, daß, nichts Geringers zu vermeiden, Tausende in die Fluthen sprangen und Heilige sind; wenn dann der Vater den Prinzen mit Marinelli zurückkommen hörte, und kaum seiner Sinnen mächtig, indem ihn Wuth, Zärtlichkeit und Ehrliebe gleich heftig bestürmten, den tödtlichen Streich vollführte? Sollte nicht durch so eine Wendung die Katastrophe weit natürlicher und den beiden Charakteren, des Vaters sowohl als der Emilie, weit angemessener werden? — Freilich verlören wir dann manche unvergleichliche Züge; aber die ersetzte gewiß der reiche Geist des Dichters durch andere, die uns jene vergessen machten. Für Sie, weiß ich, wäre schon das Ersatzes genug, daß Sie nun keiner Haarnadel erwähnen hörten, die Sie — ich weiß nicht, mit welchem Rechte? — so anstößig finden; daß Sie nun keine Rose

mit einem Affecte zerpflücken sähen, der freilich für eine so gewaltsame Situation ein wenig zu ruhig ist; daß Sie nicht an die Geschichte der Virginie erinnert würden, deren Katastrophe hier allerdings unter sehr verschiedenen Umständen zu ähnlich nachgeahmt worden; und daß Emilie nicht mit einer Allegorie im Munde stürbe.

Ueber das, was ich hier von der Geschichte der Virginie gesagt, erkläre ich mich in meinem künftigen Briefe näher. Ich will darin von dem Charakter des Odoardo reden, der, bis auf die letzte Scene mit seiner Tochter, meine ganze Bewunderung hat.

Dreizehntes Stück.

Ueber Emilia Galotti.

Vierter Brief.

Der Plan der Emilia Galotti ist, däucht mir, ganz sichtbar aus der Geschichte der Virginie entstanden. Sie wissen, mein Freund, daß es in Italien eine fürstliche Familie Gonzaga gab, deren jüngere Linie sich von Guastalla schrieb; aber wüßten Sie von irgend einem Gonzaga eine Anekdote, aus der sich ein Trauerspiel, wie Emilie, hätte machen lassen? Ich wenigstens — der ich zwar freilich in der Geschichte der kleinen italiänischen Häuser wenig bewandert bin — wüßte keine; und da auch sonst, in der Ausführung der letzten Scenen, offenbare Rücksicht auf die Geschichte Virginiens genommen worden: so setze ich um so zuversichtlicher voraus, daß der Dichter die so interessante Katastrophe jener Geschichte genommen, und seinen übrigen Plan ausdrücklich dazu erfunden habe.

Die große Schwierigkeit eines solchen Unternehmens darf ich Ihnen wohl nicht erst erklären; Sie werden sie fühlen. Es scheint mir schon immer nicht die leichtere Arbeit des Genies,

von einigen einzelnen unbestimmten Ideen anzufangen, und ihnen durch nähere Bestimmung das Leben und die Wirklichkeit erst zu geben, die sie in ihrer dürftigen Allgemeinheit nicht hatten. Auch zweifle ich sehr, ob jemals ein episches Gedicht so gemacht worden, wie der ehrliche Le Bossu es geträumt hat. Das Genie, so viel ich weiß, arbeitet leichter aus der Wirklichkeit heraus, als in die Wirklichkeit hinein; es gelingt ihm besser, dem schon gefundenen Golde Glanz und Form zu geben, als das Gold selbst durch alchymistischen Proceß erst hervorzubringen. Je mehr schon die Natur, diese beste Werkmeisterinn, ihm in die Hände gearbeitet: desto bündiger, fester, gleicher wird das Gewebe seines Plans; desto voller, blühender, lebendiger wird sein Werk in der Ausführung. Glückliche Sujets, worin das Wesentliche schon meistens beisammen ist, aus der wirklichen selbstbeobachteten Welt gerissen, geben daher immer die Meisterstücke der Dichter. Sie haben hier weiter nichts zu thun, als daß sie den schon vorhandenen Stoff von allen anklebenden Schlacken reinigen, alle unwesentlichen Theile davon abschneiden, oder wenn ihn die Kunst auch in wesentlichen Theilen nicht brauchen kann, ihn aus der Fülle eben der nahe umgebenden Natur, wo sie ihn heraushoben, zu ergänzen und zu verschönern suchen.

Noch schwieriger ward, in unserm Falle, das Unternehmen dadurch, daß der Dichter aus der Geschichte der Virginie gerade das Letzte, die Katastrophe, heraushob. Es scheint mir ausnehmend mißlich, eine so bestimmte Katastrophe von der Reihe von Ursachen, woran sie in der Natur hing, loszureißen, und sie an eine ganz verschiedene zu knüpfen. Auf was für eine Verbindung von Umständen man auch verfallen, was

für eine Gesellschaft von Charakteren man auch versammeln mag, so wird man immer, wenn man sich dem natürlichen Gange der Handlung überläßt, auf ein etwas anderes Ende damit hinauskommen. Verschiedenheit in den Ursachen wird Verschiedenheit in die Wirkungen bringen; und nachdem sie dort wesentlich oder zufällig ist, wird sie's auch hier seyn. Am größten aber scheint mir diese Schwierigkeit dann, wenn die Katastrophe so außerordentlich, so ungewöhnlich, wie hier ist. Ein rechtschaffener Vater durchbohrt seinem einzigen würdigen Kinde das Herz, weil er sonst kein Mittel hat es von der Schande zu retten. Wie entsetzlich, wie einzig ist diese That! Wer sollte nicht glauben, daß sie nur in einem eben so einzigen Falle, unter einer eben so einzigen Verknüpfung von Umständen, habe geschehen können? Und wie kühn muß also nicht der Dichter scheinen, der damit ganz aus jener Regierungsverfassung, jenen Verhältnissen und Sitten des alten Roms herausgeht, der sich dazu in einer völlig verschiedenen Welt gleich wahre Veranlassungen aufsucht, sich einen gleich bündigen Zusammenhang von Begebenheiten und Umständen erdichten will, worin die Katastrophe eben so tief und augenscheinlich gegründet sei, wie in jenen! — Wenn ich bedenke, daß Herr Lessing so sicher der Mann war, der alle diese Schwierigkeiten fühlte, so erstaune ich über den Muth, womit er sich ihnen unterzog; und wenn ich dann sehe, bis zu welchem Grade er sie überwunden hat, so erstaune ich noch mehr über die Größe der Kraft, die er dazu anwenden mußte. Doch zugleich werde ich unwillig, daß der Mann, der so sicher Genie hat, uns bereden will, er habe keines; wenn Andere, die so sicher keines haben, uns durchaus wollen glauben machen, sie hätten welches.

Um den Ausspruch in meinem letzten Briefe zu rechtfertigen, werde ich die Geschichte der Virginie mit der Geschichte der Galotti vergleichen müssen. Die letztere haben Sie gewiß, und vermuthlich auch die erstere, im Gedächtniß; oder wo nicht, so haben Sie Ihren Livius bei der Hand, um sie nachzuschlagen. Ich kann also der Mühe, sie zu wiederholen, entübriget seyn.

Livius sieht in dieser ganzen Geschichte nur Eine Schwierigkeit; er begreift nicht, mit welchem erträglichen Vorwande Appius sein gesetzwidriges Urtheil beschöniget habe. Nudum, sagt er, videtur proponendum: decresse vindicias secundum servitutem. Das kann nun freilich wohl der Geschichtschreiber, aber nicht der dramatische Dichter sagen; und doch möcht' es dem letztern schwer werden, in der Aufsuchung eines solchen Vorwandes glücklicher als jener zu seyn. Wenn indeß der Dichter nur diese einzige Schwierigkeit überwunden hat — wozu ihm vielleicht Dionys von Halikarnaß behülflich seyn könnte — so hat er sie auch alle überwunden; nur noch diejenigen ausgenommen, die sich in Ansehung der dramatischen Form, bei Vertheilung der Handlung, Verbindung der Auftritte u. s. w. ereignen möchten. Der Zusammenhang der Geschichte selbst ist so innig, als man ihn wünschen kann; die historische Wahrheit hat alle poetische Wahrscheinlichkeit; jede Verbesserung, die man anbringen wollte, würde Verschlimmerung werden. Es ist nichts zu ergänzen, nichts umzuändern; die ganze Arbeit besteht bloß in der Entwickelung der angegebenen Charaktere und Situationen.

Vergleiche ich diese Geschichte mit dem Plan der Emilie, so fällt mir nichts so schnell in die Augen, als daß dort der

Bewegungsgrund zu der schrecklichen That des Vaters zwiefach, hier nur einfach, ist. Dort will nicht nur der ehrliebende Mann von strengen Grundsätzen und rauher Tugend sein Kind vor der Entehrung sichern; der freie Römer, dem Sclaverei verhaßter als Tod ist, will es auch dem Elend der Knechtschaft entreißen. In den Worten, die ihm Livius, eben da er die schreckliche That vollbringt, in den Mund legt, wird dieses letzten Bewegungsgrundes allein erwähnt: hoc te uno, quo possum, modo, filia, in libertatem vindico; und bei Andern, so wie auch nachher bei ihm selbst, steht er vor: *ελευθεραν σε και ευσχημονα, τεκνον, αποςελλω τοις κατα γην προγονοις.* Si liberae ac pudicae vivere licitum fuisset, etc. .... Für Emilia Galotti darf ihr Vater nicht beides, Sclaverei und Entehrung, er darf nur Eins, nur das Letztere, fürchten: und so hat jene Geschichte der Virginie vor dieser der Emilie schon einen nicht verächtlichen Vortheil; denn je mehr zu einer so schrecklichen That der Bewegungsgründe sind, und je dringender jeder an sich, desto besser. — Doch so sehr wichtig ist dieser erste Vorzug noch nicht; denn allerdings kann schon der einfache Bewegungsgrund, nachdem die Situation und der Charakter ist, auf den er wirkt, völlig entscheidend werden: und ist er das wirklich, so hat man dem Dichter weiter nichts vorzuwerfen.

Aber hier zeigt sich nun, meines Erachtens, der zweite, der große Vorzug der Geschichte des Livius: der Vater der Virginie hat einen völlig entscheidenden Bewegungsgrund; der Vater der Galotti hingegen nicht. — Sie werden mir das zugeben, hoff' ich, sobald Sie nur die beiden Situationen, der Virginie und der Emilie, recht scharf in die Augen fassen.

Ueber Virginien ist der letzte richterliche Ausspruch von eben dem Manne ergangen, der die höchste obrigkeitliche Gewalt in Rom hat; es ist nicht bloß mehr zu fürchten, nicht bloß mehr wahrscheinlich, daß sie werde zur Sclavinn erklärt werden: sie ist es schon wirklich. Ihre Freiheit ist ohne Rettung dahin; und in Absicht auf ihre Ehre, läßt sich nicht die geringste Schonung gegen eine Sclavinn, nicht die geringste Mäßigung von einem Manne erwarten, der sich im Angesichte des ganzen Roms mit so großer Unverschämtheit betragen hatte. — Das Volk, das natürlicher Weise auf Seiten des Beleidigten und des Mitbürgers war, ist auf die Drohungen des Appius schüchtern zurück gewichen: allein und verlassen steht nun auf der einen Seite Virginie mit ihren wenigen Freunden (deserta praeda injuriae), auf der andern, der mächtige Decemvir, den sein Ansehn im Staat und seine Lictoren schützen. Schon tritt man hinzu, Virginien ihrem Tyrannen und Ehrenschänder in die Hände zu liefern: es ist der letzte entscheidende Augenblick; nur noch zwei gewaltsame Mittel, dem Spiel ein Ende zu machen, sind übrig. Der Vater muß den Dolch entweder gegen Claudius und den Decemvir, oder gegen das Herz seines eigenen Kindes zücken. — Welches von beiden Mitteln würde er wählen, wenn die Wahl ihm frei stände? und welches ist er gezwungen zu wählen? —

Das Erstere, däucht mir, beantwortet sich gleich von selbst; denn gewiß ist es natürlicher, daß der Hirt den Wolf, als daß er das Lamm erschlage. Die Hand des Vaters wird wider eben denjenigen gerichtet seyn, wider den schon sein Mund getobt hat; er wird lieber fremdes, als eigenes Blut vergießen; lieber den Schuldigen, als die Unschuldige, den Bösewicht, als

die Tugendhafte ermorden. Aber dieses natürlichste Rettungsmittel, auf das ihn Noth und Leidenschaft gleich zuerst führen müssen, wird ihm durch die Beschaffenheit seiner Lage unmöglich gemacht. Der Decemvir, der sich, auf den Fall eines Tumults, gegen ein ganzes Volk gerüstet hatte, ist gegen die Tapferkeit eines Einzelnen allzuwohl gesichert; Virginius könnte den ersten, zweiten, dritten Lictor niederstoßen: unter den Streichen des vierten würde er dennoch erliegen müssen. Diese seine Aufopferung aber, was für Nutzen würde sie für Virginien haben? Würde die Unglückliche weniger in Sclaverei gerathen? weniger ein Raub der zügellosen Begierden des Decemvirs werden? Es würde nicht echte Tapferkeit einer wahrhaft großen Seele, blinde tollkühne Wuth würde es seyn, einen so äußerst gefahrvollen und für Virginien so fruchtlosen Versuch zu wagen.

Sie erkennen also, mein Freund, daß von den beiden gewaltthätigen Mitteln, die hier noch übrig waren, das erste, das an sich natürlichste, unmöglich gemacht wird: und eben dadurch wird nun das zweite, das an sich unnatürlichste, natürlich. Das Leben seines Kindes ist dem Vater mehr, als sein eigenes, werth: er würde, wenn er nicht zu ihrer Rache lebte, das Messer aus ihrer Brust nur herausreißen, um es in seine eigene zu stürzen; nur ein Einziges ist ihm mehr werth, als alles: ihre Freiheit und ihre Ehre; es ist besser, däucht ihm, daß er sein Kind durch den Tod, als daß er's durch die Schande verliere. Also mit der Fassung einer wahrhaft großen Seele, die sich auch mitten in der schrecklichsten Situation noch besitzt, wird er auf einmal ruhig; verlangt nur, um sich von der Wahrheit der vorgegebenen Geschichte zu überzeugen, eine augenblickliche Unterredung mit Tochter und Amme, führt

beide, nach erhaltener Erlaubniß vom Decemvir, seitwärts, und durchbohrt der erstern, mit einem Messer, das er von der nächsten Schlachtbank ergreift, das Herz. — Den vornehmsten Antrieb zu dieser That giebt ihm seine römische Vaterliebe, so groß und so echt, als sie je in der Brust des kühnsten und stolzesten Mannes gewohnt hat; mitwirkende Ursache bei dieser That ist seine Wuth gegen den Appius, den er nun eben dadurch elend macht, daß er ihm den Gegenstand seiner heißesten Begierde entrückt: und die Zeit, die zwischen That und Gedanken verstreicht, ist ein einziger dringender Augenblick, über den hinaus vielleicht auch die größte Menschenseele diese äußerste Spannung nicht würde aushalten können.

Halten Sie nun die Situation, worin der Vater der Emilie ist, gegen diese so gewaltsame, zwingende, worin Virginius war. Zugegeben für's erste, die Schande Emiliens sei vollkommen so entschieden, als Virginiens Schicksal, und es bliebe dem Vater zu ihrer Rettung nichts, als die Wahl zwischen jenen gewaltsamen Mitteln übrig: warum muß er denn gerade das unnatürlichste wählen? warum den Dolch nicht ins Herz des Räubers und seines nichtswürdigen Gehülfen, sondern ins Herz seines eigenen Kindes stoßen? — Freilich ist der Mann, den er dann umbringen würde, der Prinz; aber die er jetzt umbringt, ist seine Tochter: und wenn sich alle Umstände vereinigen, jene Betrachtung zu schwächen, so kommen dagegen alle zusammen, dieser den größten Nachdruck zu geben. Moralisch unmöglich, scheint es, mußte die Ermordung seines Kindes dem Vater noch eher seyn, als die Ermordung des Prinzen, und äußerlich möglich ist, nach allen Umständen, das eine so gut, wie das andere. — Auch Appius war die höchste Obrigkeit

Roms, und Virginius gewiß ein eben so edeldenkender Mann, wie Odoardo; gleichwohl stand er keinen Augenblick an, das Volk gegen den Tyrannen aufzuwiegeln, und würde eben so wenig angestanden seyn, wenn es ihm sonst wäre möglich gewesen, ihn zu ermorden.

Aber ist denn in der That das Schicksal Emiliens so entschieden, daß weder dem Vater, noch ihr selbst irgend ein anderer Weg zu ihrer Rettung übrig bliebe? Läßt nicht Odoardo zu schnell alle Hoffnung fahren, gleichsam um dem Dichter zu Ende zu helfen? Kann er nicht Bedenklichkeiten gegen den Aufenthalt Emiliens im Hause der Grimaldi äußern? Kann er nicht darauf dringen, daß sie der Aufsicht des Camillo Rota, oder irgend eines andern rechtschaffenen Mannes, deren es in Guastalla noch geben wird, anvertraut werde? Bleibt er selbst nicht frei, um Erkundigungen einzuziehen, und ist keine Möglichkeit mehr, daß noch in der Zukunft für Emilien etwas geschehen könne? Läßt sich nichts von dem Charakter eines Prinzen hoffen, der doch noch Gefühl von Ehre hat, und Wendungen und Bemäntelungen sucht? Läßt sich, was noch mehr ist, von Emiliens Charakter nichts hoffen? Müssen nicht alle die Reden, die sie führt, selbst ihre äußerste Furcht vor ihrem Falle, den Vater weniger besorgt, als sicher machen? Muß nicht in seiner Seele, sobald er den fürchterlichen Gedanken faßt, den er ganz durchzudenken so viel Zeit hat, jeder noch so schwache Anlaß zur Hoffnung wichtig, jedes noch so unwahrscheinliche Mittel zu anderweitiger Rettung wahrscheinlich werden? Muß ihm nicht der Dolch, den er im ersten Augenblicke der Wuth gezückt hatte, im zweiten Augenblicke der Ueberlegung wieder entsinken? —

Ohne auf irgend eine dieser Fragen bestimmt zu antworten, wende ich mich zu dem dritten, sehr wesentlichen, Vorzuge der Geschichte des Livius; und dieser besteht darin: daß der Bewegungsgrund, der den Vater zur Ermordung seines eigenen Kindes treibt, einen so ausnehmenden Grad von Evidenz hat. — Man darf nur wissen, was für ein elendes, hülfloses Geschöpf, ohne Recht und ohne Schutz, eine römische Sclavinn war; darf den Lictor nur hinzutreten sehen, um die Unglückliche ihrem Räuber, zu jedem beliebigen Mißbrauch, in die Hände zu liefern; darf nur Einen Blick auf den wehrlosen, verlaßnen Virginius, und dann auf den so wohl bewaffneten, unerreichbaren Decemvir werfen: und man sieht schlechterdings keine Möglichkeit zu Virginiens Rettung, als durch den Tod. Man erwartet schon die schreckliche That des Vaters, indem man ihn das Werkzeug dazu ergreifen sieht, und man billiget und bewundert sie, in dem Augenblick selbst, da man davor erzittert. — Wie ganz anders verhält sich dies in der letzten Situation der Emilie! Wenn ich auch zugebe, daß der Dichter das ganze Stück hindurch eine Menge Züge hingestreut habe, die man nur alle zusammen nehmen, alle wohl erwägen und beherzigen dürfe, um Emiliens Schande eben so entschieden, als Virginiens Schicksal zu finden; wenn ich sogar einräume, daß auch hinlänglicher Grund vorhanden sei, warum der Streich nicht den Prinzen, sondern Emilien trifft: so wird schon durch das Einzige, daß beides nicht unmittelbar in die Augen leuchtet, daß man erst Zweifel und Einwürfe heben, sich erinnern, nachdenken muß; schon durch dieses Einzige, sag' ich, wird die ganze Wirkung der Katastrophe vernichtet. Der Streich ist geschehen, ehe man zur Illusion gehörig vorbereitet war; und es hilft

nichts, daß man hinterher nach geschehener Untersuchung einsieht, er sei dennoch mit Recht geschehen.

Wie aber, wenn ich bisher in der ganzen Beurtheilung dieser Situation, durch die beständige Rücksicht auf den Virginius, wäre irre geführt worden? Wie, wenn ich den Italiäner zu sehr mit deutschen Augen betrachtet, und ihm einen Bewegungsgrund, den er nicht hatte, geliehen hätte? — Die wirkliche Entehrung Emiliens, könnten Sie sagen, mag noch immer unentschieden seyn, so ist doch der Verlust ihres guten Namens entschieden. Entfernung von der Welt, wie ihr Vater ganz recht sagt, ist das Einzige, was ihr in ihren jetzigen Umständen geziemen würde. Sobald sie nach Guastalla in das Haus der Grimaldi gebracht und in gerichtliche Untersuchung gezogen wird, so wird das Gerücht, als ob der Graf durch einen begünstigten Nebenbuhler aus dem Wege geräumt worden, bestätigt; und um Emiliens guten Ruf, so wie um die Ehre ihrer Familie, ist es geschehen. — Ich will nicht untersuchen, mein Freund, welcher Bewegungsgrund der bessere, edlere sei? ob es dem Odoardo nicht mehr geziemen würde, seine Tochter wegen der befürchteten wirklichen Erniedrigung und Verderbniß ihres Charakters aufzuopfern, als weil es ihn verdrießt, daß die Welt so und so von ihr urtheilen werde? Ich will nicht anführen, daß die That um desto mehr interessiren muß, je einer größern richtigern Absicht gemäß sie erfolgt; ich will bloß fragen: ob wohl der Dichter selbst diese Erklärung könne gewollt haben? ob er durch irgend eine Rede in den letzten Scenen nur mit einiger Deutlichkeit darauf hinführe? ob nicht immer von wirklicher Entehrung und Verführung die Rede sei, ohne daß der Schande vor der Welt nur mit Einer

Silbe erwähnt werde? Gleichwohl denke ich, wenn der Dichter gewollt hätte, daß Odoardo die Lage seiner Tochter so vorzüglich aus diesem Gesichtspuncte nehmen sollte; er würde mehr Sorge getragen haben, daß auch wir in eben diesen Gesichtspunct getreten wären. Er würde den Italiäner eben hier, und auf eine nicht verkennbare Art, zuvor als Italiäner haben reden lassen, ehe er als ein solcher gehandelt hätte.

Wegen des zweiten Puncts, daß der Streich nicht den Prinzen, sondern Emilien trifft, könnten Sie sagen: daß auch hier Odoardo als ein echter Italiäner handle. — Was wäre es, wenn er die Schande, die der Prinz auf sein Haus bring... wollte, nur dadurch zu rächen suchte, daß er ihn niederstieße? Besser, daß er ihm sein ganzes künftiges Leben verbittre, daß er ihm diejenige, die ihm so viel Trug und Verrath, ja selbst einen Meuchelmord werth war, in dem Augenblicke selbst entreiße, da er sie am sichersten zu besitzen glaubt; daß er ihm einen Gedanken in die Seele grabe, der ihn wachend und träumend martre, und nach einem Leben voll Angst noch die Schrecknisse seiner Todesstunde vermehre. — Ich will glauben, mein Freund, daß eine Rachsucht möglich ist, die für ihre Befriedigung alles, selbst ein einziges Kind, dahingiebt; aber gewiß ist der Mensch, der ihrer fähig ist, einer der schwärzesten, verhaßtesten Menschen: und doch ist es deutlich, daß der Dichter den Odoardo vielmehr als einen edlen und hochachtungswürdigen habe schildern wollen. Wie einen ganz falschen Eindruck würde auch nun Emiliens Tod auf uns machen, wenn wir wirklich diesen Bewegungsgrund dabei erkennten, oder auch nur muthmaßen könnten! Statt des wahren tragischen Schreckens, womit uns die That des Virginius erfüllt, würde uns diese des

Staatliche Bibliothek Bamberg

Odoardo mit Abscheu und Entsetzen erfüllen. — Erst müßten wir, wie in der Geschichte beim Livius, die völlige Unmöglichkeit erkennen, daß Emilie anders als durch ihren eigenen Tod sollte gerettet werden; und dann möchte sich die Wuth gegen den Verführer, eben hiedurch erst auf's höchste getrieben, mit der väterlichen Liebe vereinigen, um den Streich zu vollführen. Aber, daß bei der Möglichkeit, den Verführer selbst zu tödten, die Wuth oder vielmehr das schrecklichste Raffinement der Rachsucht die väterliche Liebe ersticken und den Dolch freiwillig gegen die Tochter zücken sollte; das scheint mir viel zu scheuslich und ungeheuer, als daß es Herr Lessing gewollt haben sollte, bei dem ich auch in der That nicht die mindeste Spur davon finde.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Vierzehntes Stück.

Hylas und Philonous.

Wenn auch die Materie, sagt man, ihrer Natur nach des Denkens unfähig ist, kann ihr der Allmächtige nicht diese Eigenschaft mittheilen?

Dieser Einwurf wider die Immaterialität der Seele pflegt durch das Ansehn eines großen Namens unterstützt zu werden. Locke hat ihn irgendwo in seinen Schriften vorgebracht; und seit der Zeit ist er von so manchem Schriftsteller mit einem Triumphe wiederholt worden, als wenn nichts darauf zu antworten wäre. Allein ich glaube, der Engländer selbst hat seinen Einfall für so unüberwindlich nicht gehalten.

Die Cartesianer lehrten: Wenn der Körper des Denkens fähig seyn sollte, so müßte sich durch Ausdehnung und Bewegung die Natur der Gedanken begreiflich machen lassen. Nun sind aber, sagten sie, Gedanken und Ausdehnung, Be-

wegung und Wahrnehmen oder inneres Bewußtseyn der Bewegung, von ungleicher Natur, von disparaten Eigenschaften: denn man mag die Theilchen der Materie versetzen und verbinden, wie man will, so entsteht daraus noch kein Begriff, keine Vorstellung von dieser Versetzung, kein Wahrnehmen der dadurch erzeugten Veränderung. Das Ausgedehnte, schlossen sie, muß also bloß beweglich seyn, das Denken hingegen einer nicht ausgedehnten Substanz, die der Bewegung unfähig ist, zukommen.

Da man durch diese Gründe nur zu beweisen schien, daß die Gedanken der Materie nicht natürlich sind, so fragte Locke mit Recht: ob nicht die Allmacht der Materie eine Kraft verleihen könne, die sie von selbst nicht haben würde?

So, wie andere Weltweise den Beweis für die Immaterialität der Seele geführt haben, ist diese Frage gar nicht mehr möglich. Wenn zum Denken viele Substanzen in einer Einzigen (durch die Vorstellung) zusammenkommen müssen; die Materie hingegen niemals aufhört, aus vielen zu bestehen: so läßt sich eine denkende Materie eben so wenig ohne Widerspruch annehmen, als ein viereckiger Kreis.

Aber auch selbst nach der angeführten Cartesianischen Beweisart, läßt sich der Zweifel des Engländers auf eine sehr einleuchtende Weise heben. Man kann zeigen, daß die Eigenschaften sich nicht mittheilen lassen, und daß die Allmacht selbst keinem Wesen eine Kraft zulegen kann, die ihm seiner Natur nach nicht zukommt. Man sehe hier ein Gespräch, das über diesen Punct zwischen zwei Weltweisen vorgefallen ist, die ich Hylas und Philonous nennen will.

Hylas. Und wenn auch die Materie an und für sich nicht

denken kann; wird ihr die Allmacht Gottes nicht die Kraft zu denken mittheilen können?

Philonous. Wir wollen sehen, mein Freund. — Wie fängt es die Allmacht an, daß sie am Dorne Rosen wachsen läßt? Erschafft sie etwa jährlich in der Rosenzeit frische Knospen aus dem Nichts, und befestiget sie an den Strauch?

Hylas. Das nicht. Vielmehr hat sie in den Dorn selbst den Saamen gelegt, aus welchem zu ihrer Zeit die Rosen hervorsprossen.

Philonous. Also, wer den Rosensaamen zergliedern, und seinen innern Bau mit mikroskopischen Augen betrachten kann, der wird deutlich einsehen, wie aus dem fein organisirten Saamen, durch die Entwickelung, Rosen aufblühen können?

Hylas. Allerdings! Wenn nur seine Sinne zart genug sind, oder die Instrumente genug vergrößern.

Philonous. Gesetzt aber, die Allmacht wollte am Rosenstocke, der nur Rosensaamen führt, Citronen wachsen lassen; würde sie nicht diese dem Strauch unnatürlichen Früchte besonders erschaffen, und an den Stengeln befestigen müssen?

Hylas. Nicht anders! Aber alsdann würden die Früchte am Rosenstocke nur zu wachsen scheinen, nicht wirklich wachsen.

Philonous. Mehr aber als diesen bloßen Schein, dünkt mich, kann selbst die Allmacht in diesem Fall nicht erhalten; sie müßte denn den Rosendorn in einen Citronenbaum verwandeln: das heißt — nach der Sprache einer gesunden Philosophie — den Rosendorn vernichten, und einen Citronenbaum an die Stelle setzen.

Hylas. Das wäre dann aber nicht das, was wir verlangten.

Philonous. Freilich nicht! Und es bliebe also bei dem Vorigen: die Allmacht würde die Citronen besonders erschaffen, und mit dem Rosenstrauche verbinden müssen. — Wie aber? Der Stamm führt ja keine Citronensäfte. Woher werden denn die Früchte ihre Nahrung nehmen?

Hylas. Diese wird ihnen die Allmacht aus der Luft oder sonst woher zuführen müssen.

Philonous. Und wenn nun der Stock vergeht; haben die Citronen mehr als ihre Stütze verloren?

Hylas. Sicherlich nicht. Da der Stamm, an dem sie hingen, sie weder hervorgebracht, noch genährt hatte.

Philonous. Nunmehr wieder zu unsrer Hauptfrage! — Sie haben mir eingeräumt, daß die Materie an und für sich nicht denken könne; das heißt, daß sie, vermöge ihrer innern Structur, unendlicher Gestalten, Farben und Bewegungen, aber keiner Gedanken, fähig sei.

Hylas. Ich gebe zu, daß Cartesius dieses so gut als erwiesen hat.

Philonous. Der Grund zu den Gedanken liegt also nicht in der Materie, so wenig als Citronensaamen im Rosendorn. Aber Gott soll der Materie die Kraft zu denken mittheilen. Muß er nicht diese Kraft besonders erschaffen und mit der Materie verbinden?

Hylas. Allerdings! — so wie wir an unserm Beispiele gesehen haben.

Philonous. Dadurch aber erlangt die Materie nur dem Scheine nach die Kraft zu denken; diese kann ihr in der That so wenig eigenthümlich werden, als am Rosenstocke wirklich Citronen wachsen können?

Hylas. Auch das muß ich zugeben.

Philonous. Die Frage war also nicht: ob die Allmacht der Materie die Kraft zu denken mittheilen könne? denn dies ist unmöglich; sondern: ob sie nicht eine Kraft zu denken erschaffen und mit der Materie verbinden könne? und siehe! dies hat sie wirklich gethan. Sie hat mit gewissen Portionen organisirter Materie eine besonders erschaffene Kraft zu denken verbunden, und beide zusammen machen das lebendige Thier aus. Wie die Früchte zum fremden Stamme, so verhält sich die Kraft zu denken zur organisirten Materie. Am Ende kann diese vergehen, ohne daß jene mehr als ihre Stütze verlöre.

Moses Mendelssohn.

Funfzehntes Stück.

Der Bienenkorb.

Aber um's Himmels willen! — sagte ein junger Deutscher, Herr von Bertheim, zu Monsieur Le Grand, einem Pariser großen Geist nach der Mode und einem eifrigen Apostel des Atheismus — durch was für eine andere Idee, mein Herr, wollen Sie mir diejenige, die Sie mir zu nehmen suchen, ersetzen? Ich erkenne die Abhängigkeit meiner selbst und aller mich umgebenden Dinge; ich suche, vermöge einer Nothwendigkeit meiner Vernunft, wovon nichts mich entbinden kann, eine erste, eine Grundursache der Dinge: und diese Ursache —

Werden Sie auf Ihrem Wege nie finden.

Nie finden? Hab' ich sie nicht schon in dem Gedanken von einem Gott gefunden?

Wie? die Ursache von Wirklichkeiten in einem Gedanken? die Quelle von Realitäten in einem Namen? in einem Schalle? — Sie wollen begreifen durch's Unbegreifliche? wollen aufklären durch Finsternisse?

Wenn das Ideen sind, was Sie da sagen, nicht Worte — —

Eben Worte verwerf' ich!

Nun, so würdigen Sie einen Irrenden Ihrer Leitung! Führen Sie mich zu eben der Quelle der Weisheit, aus welcher Sie Selbst mit so tiefen Zügen Gewißheit schöpften! — Ich wiederhole Ihnen: ich suche eine erste Ursache der Dinge; ich bin durch eine Nothwendigkeit meiner Vernunft gezwungen, daß ich sie suche; diejenige, welche ich in dem Gedanken von einer Gottheit glaubte gefunden zu haben, erklären Sie mir für Traum, für Unwesen, für Nichts. Hoffentlich werden Sie doch nun ein Wesen, ein Etwas, eine Realität, an die Stelle setzen?

Wie sonst? — Das erste und einzige Wesen, welches die aufgeklärte Vernunft erkennt; die Quelle alles Gedenkbaren, alles Wirklichen, alles, was Himmel und Erde, was Vergangenheit und Zukunft befassen!

Nun? und diese Quelle wäre nicht Gott?

Aberglaube! Eindrücke von der ersten Erziehung her! — Diese Quelle ist allein die Natur.

So hör' ich und so les' ich jetzt oft. Aber wenn ich doch von dieser Natur — —

Er wollte sagen: wenn ich doch einen Begriff von ihr hätte! Allein es war nicht möglich, zum Wort zu kommen. Die Lunge des Monsieur Le Grand hatte nun einmal Athem geschöpft; und sicher wär' er der Erste aller Philosophen gewesen, wenn die Lunge und nicht der Kopf den Philosophen machte. Er setzte es als die erste, evidenteste, unumstößlichste Wahrheit fest: daß Alles in der Natur seinen Grund habe, und daß es irgend etwas Nothwendiges und Ewiges gebe, woraus sich Dasein und Beschaffenheit jedes Dinges begreifen lasse; er fand dieses Noth-

wendige, dieses Ewige, in nichts anderm als in den beiden allein reellen Ideen: Materie und Bewegung; er ließ aus dieser Materie und Bewegung Alles, was im Himmel und auf Erden entstanden war, allein entstanden seyn, spottete der trügerischen Idee eines freien, aus eigner Kraft wirkenden Geistes, weil nichts selbstthätig sei, nichts sich aus seiner eignen Kraft bewege, sondern Alles seine Bewegung von außen erhalte; er machte zur ersten und einzigen Quelle dieser Bewegung, und also aller durch sie entstandenen Dinge, die Natur: und erklärte dann doch diese Natur eben durch den Zusammenfluß der Materie und der mannichfaltigen Bewegungen der Materie. Er zeigte das Lächerliche, das Ungereimte in dem Gedanken eines ersten Bewegers, eines unsichtbaren, nach keiner seiner Eigenschaften zu begreifenden, nicht einmal zu denkenden Gottes, schilderte mit schwarzen, fürchterlichen Farben das Elend, welches Aberglaube und Pfaffenbetrug über die Erde gebracht *); und lief diesen engen, armseligen Kreis von Ideen so oft, mit so mannichfaltigen Wendungen, wieder durch, daß Herr von Bertheim alle Lust ihn zu widerlegen verlor, und nur auf Mittel sann, wie er sich losreißen könnte. Er fand das Genie des Monsieur Le Grand zu bewundernswürdig, als daß er's wagen dürfte, sich mit ihm einzulassen; er begriff nicht, wie so viel Tiefsinn sich mit so viel Wohlredenheit vereinigen ließe, und bat um Zeit, alles das Schöne und Große, was er gehört hätte, zu fassen und zu durchdenken. Monsieur Le Grand, ohne den mindesten Argwohn von Ironie, die ihm für einen Deutschen eine viel zu kühne Figur schien, schmeichelte sich mit

*) Man sehe das Système de la nature.

der Ehre, Herrn von Bertheim noch öfter zu unterhalten; und die atheistische Declamation hatte ein Ende. —

Die Scene dieser Unterredung war ein Garten auf dem Landgute der Marquise von Vaillac, einer erklärten Gönnerinn und Beschützerinn des Monsieur Le Grand, den sie, als einen vortrefflichen Kopf, zu allen ihren Soupers und Landpartieen zog. Die gute Dame war nicht mehr jung genug für die Liebe, und noch nicht alt genug für die Andacht: sie hatte sich, um in der Zwischenzeit glänzen zu können, in die Methaphysik geworfen, sammelte sich, durch witzigen Spott über Himmel und Hölle, reichen Stoff für die künftige Buße, und arbeitete jetzt mit an der Bekehrung des jungen Deutschen, um dessen vortheilhaftes Aeußere ihr es wehe that, das Innere noch so verfinstert zu finden. —

Indem unsre Weltweisen um eine Ecke der hintersten großen Allee des Gartens beugten, fanden sie sich plötzlich vor einem wilden unbebauten Platze, der mit dem zu gekünstelten, in zu regelmäßige Form gezwungenen, Garten einen nicht unangenehmen Absatz machte. Sie traten hinaus, und standen hier bald vor einer Reihe Bienenkörbe stille, deren kleine Bewohner die Nahrung, die ihnen der Garten so reichlich darbot, mit emsigem Fleiß in die Zellen trugen.

Wie unendlich viel angenehmer, fing Herr von Bertheim an, ist doch der Anblick des Lebens, als aller, auch der reizendsten, leblosen Schönheit! Wie weit mehr, als alle die Gänge und Blumenbeete des Gartens, den wir verlassen haben, ergötzt mich die Betrachtung dieser glücklichen Bürger eines so ordnungsvollen, so freien, so ruhigen kleinen Staats! —

Und der Anblick ihres Fleißes, ihrer Geschäftigkeit, setzte

Monsieur Le Grand sehr richtig hinzu: denn sehen Sie, wie das unablässig kommt und geht; wie das eilt und wimmelt; wie das keinen Augenblick rastet!

Ja wohl! Und vollends erst der Zweck dieses Fleißes! die Auferziehung einer hoffnungsvollen Nachwelt! die Ernährung der kleinen künftigen Bürger! —

Die denn doch aber nicht Haupt-, nicht einziger Zweck ist. —

Ich weiß. Und wenn auch nicht einziger, da freilich diese Arbeiter auch für das eigne künftige Bedürfniß sammeln; so ist sie doch immer Mitzweck: und Jungenpflege, wo ich sie in der Natur nur gewahr werde, ist mir überall so anziehend, so rührend! Jedes, auch das verächtlichste Thier, sobald es mir als aufmerksame liebende Mutter erscheint, ist mir gleich so achtungswürdig, so unverletzlich, so heilig!

Aber, mein Herr — daß Sie von Jungenpflege sprechen, das ist schon recht; allein Sie sprechen nun auch von Müttern. Sie sollten noch nie gehört haben —? indem er einhielt.

Noch nie gehört haben? Was? —

Es läßt sich nicht sagen, mit welchem großen Auge und welchem Blick voll Erstaunens Monsieur Le Grand zurück trat. Daß man unfähig seyn könne, eine etwas verwickelte Kette abstracter tiefsinniger Wahrheiten zu fassen, begriff er; denn nur zu oft war ihm die großmüthige Absicht, Andere bis zu sich selbst zu erheben, verunglückt: aber eine so tiefe Unwissenheit, als Herr von Bertheim in der gemeinsten Naturgeschichte zu verrathen schien, war ihm bis jetzt nicht vorgekommen. Dennoch befand es sich bei der Nachfrage nicht anders: Herr von Bertheim, so viel Bienenzucht er auf seinen eignen Gütern trieb, hörte jetzt zum ersten Male in seinem Leben, daß alle die klei-

nen Fliegen, die er so fleißig arbeiten sähe, ohne Geschlecht und ohne Zeugungskraft wären; er fand es zwar unglaublich und wider alle Analogie der Natur; allein er mußt' es endlich für Wahrheit nehmen, da Monsieur Le Grand ihm auf Ehre versicherte, daß es so wäre.

Gestehen Sie indessen, fing er nach mehrern Ausdrücken seines größten Erstaunens an, daß die Sache nicht wenig sonderbar ist. Denn die hier arbeitenden Bienen sind doch wohl nimmermehr so alt, als die Welt? sind doch wohl auch, wie alle anderen irdischen Wesen, sterblich? Gleichwohl, wenn sie ohne Zeugungskraft sind —

Nun?

Wie soll ich da immer und ewig ihren Ursprung begreifen? Woher, soll ich denken, daß nach dem Tode der alten Schwärme die neuen kommen?

Woher? sagte Monsieur Le Grand, und konnte unmöglich ein kleines spöttisches Lächeln lassen. Sind denn die hier sichtbaren arbeitenden Bienen die einzigen in der Natur? Müssen denn nothwendig alle Bienen ausfliegen und Honig machen? — Lassen Sie Sich sagen, mein Herr! — indem er in selbstzufriedener Stellung, mit ausgestrecktem Finger und weit gesperrten Füßen, vor ihn hintrat. — Dort innerhalb dieses Korbes, und so innerhalb jedes andern, wohnt eine kleine Königinn, die von ihrem männlichen Serail, wie ein Sultan von seinem weiblichen, umgeben, in ganz eigentlichem Sinne das ist, was sich unsre Königinnen nur nennen: Landesmutter; eine Gottheit, an deren Dasein dieses ganze System, diese ganze kleine Welt hängt, und die in ihrer stolzen seligen Unthätigkeit — —

Eine Gottheit? fiel ihm Herr von Bertheim ins Wort, und

schlug, nach einem kleinen flüchtigen Lächeln, den Blick wie beschämt zur Erde nieder.

O, Sie verstehen mich, hoff' ich. Eine Gottheit, wie eine Königinn: nur der Aehnlichkeit wegen! nur weil diese innere verborgene Biene die erste Person ihres Staats ist; weil sie allein ihn zusammenhält; weil ohne sie sich alles zerstreuen, alles verlieren würde.

Ja dann — wenn Sie Sich so erklären. — Aber nach Ihrer Beschreibung von dieser Biene, von dieser innern verborgenen Biene, wie Sie sie nennen, muß sie wohl auch eine ganz andere Beschaffenheit, eine ganz andere Natur haben, als die bisher mir bekannten Bienen?

Wenigstens ist sie größer, hat einen andern Bau, eine andere Lebensart, andere Instincte.

Daß ich also noch gar keinen Begriff von ihr habe? daß sie für mich im Grunde so viel wie Nichts ist?

So viel wie Nichts? — Ist denn gleich Alles nichts, wovon Sie nicht den hellen, den vollen Begriff der Anschauung haben? Muß denn Alles, was für Sie etwas seyn soll, mit Augen können gesehen oder mit Händen gegriffen werden? — Einmal sind doch diese Bienen in der Natur; Sie sehen sie, hören sie; Sie dürften sie nur reizen, um auch ihren Stachel zu fühlen: und so denk' ich — wenn diese Wesen nicht aus dem Nichts haben hervorspringen sollen — ich denke, Sie werden mir meine Mutterbiene schon müssen gelten lassen.

Verzeihen Sie! Ich hätte doch Lust, sie zu läugnen.

Wie! sie zu läugnen? — Wenn Sie mir gleichwohl eingestehen, daß diese sichtbaren, arbeitenden Bienen ohne Geschlecht sind?

Wenn ich dieses auch eingestehe. Das thut hier nichts.

Thut hier nichts? — Nun beim Himmel! — und er lachte, daß die Thränen ihm aus den Augen liefen — Sie sind von einer Naivetät zum Erstaunen. Wie in aller Welt wollen Sie denn nun den Ursprung der Bienen begreifen? Wo glauben Sie, daß die neuen Schwärme herkommen sollen? — Oder sind Sie etwa schon wieder in Ihrem Schöpfungssystem? haben Sie schon wieder Ihre erste Grundquelle der Wesen im Sinne?

O Monsieur Le Grand! — mit einer Miene, als ob er im Ernst empfindlich wäre — ein Mann, wie Sie, könnte spotten, wo er Gelegenheit zu belehren hätte? Ich bin ja einmal Ihr Schüler. — — Doch, Sie wollten auch wohl nicht spotten, sondern nur meinen Scharfsinn wecken. Sie wollten versuchen, ob ich aus den Principien, die Sie mir so großmüthig mitgetheilt, das Räthsel nicht von selbst würde lösen können. Und wirklich — je mehr ich der Aufgabe nachsinne — — es ist mir, als ob ich schon einen Schimmer von etwas sehr Schönem, sehr Bündigem sähe.

Worauf ich unendlich neugierig bin; ich versichere Sie.

Wenigstens ist es ganz nach Ihrem eignen Muster.

Schön! Um so lieber werde ich's mir gefallen lassen.

Vielleicht. — Doch um, als Anfänger im Denken, nicht etwa Fehler zu machen: erlauben Sie, daß ich mein Muster noch einmal vor mir aufstelle und Ihr ganzes Raisonnement wiederhole! — Behaupteten Sie nicht als denkender Atheist, der sich von den Vorurtheilen der Erziehung losgerissen, daß die Idee einer unsichtbaren, verborgenen, nach keiner ihrer Eigenschaften begriffenen Gottheit eine hirnlose Idee, und daß es der

wahnsinnigste aller Einfälle sei, durch so eine Gottheit die Entstehung einer Welt zu erklären?

Nun ja! Und die Anwendung?

Behaupteten Sie nicht ferner als gründlicher Materialist, der sich durch keine Schattenbilder der Einbildung täuschen läßt, daß die Idee eines sich selbst bestimmenden, aus eigner Kraft handelnden Wesens thöricht sei, und daß, eigentlich zu reden, alle Bestimmung, alle Bewegung von außen komme?

Das behauptete ich; allerdings!

Wohl! — Sagten Sie nicht, daß alle Dinge nur durch Bewegung der Materie entstanden wären? und müssen Sie also, wenn alle Bewegung von außen kommt, nicht zugeben, daß bei keinem Dinge der Grund seines Daseins und seiner Einrichtung in ihm selbst liege?

Freilich! Haben Sie Zweifel dagegen?

Ich würde sie anführen. — Heißt Ihnen das: Kein Ding hat den Grund seiner Entstehung und Einrichtung in sich selbst, etwas anders, als: Der Grund seiner Entstehung und Einrichtung, insofern er in ihm selbst liegt, ist nichts?

Wenn Sie's so lieber hören — Was liegt am Ausdruck, mein Herr?

Dann und wann viel. — Behaupteten Sie nicht, daß die Natur allein die gesuchte, nothwendige, ewige Ursache, die einzige Quelle der Bewegung sei, die Alles wirke, hervorbringe, bilde?

Sehr richtig!

Und erklärten Sie nicht diese Natur durch den Zusammenfluß, die Summe, die Verbindung aller Dinge und aller Bewegungen, deren aber keine ihren Ursprung in den einzelnen Dingen selbst habe, sondern nur in der Kette des Ganzen?

Wiederum richtig! — Aber ich sehe nicht, wo Sie mit diesen Fragen hinaus wollen?

Dahinaus, wo ich schon bin. Denn nur des großen, Ihrem Systeme so eigenen, mir noch so neuen Grundsatzes wollt' ich gewiß seyn: daß unzählig viel Nichtgründe in der Verbindung Grund, unzählig viele Nichtbewegungen in der Summe Bewegung geben, und daß also Nichts, zu Nichts hinzugethan, Etwas werde. Mit diesem Axiom gerüstet, geh' ich nun muthig an meine Aufgabe, und bin gewiß, sie zu lösen. — Meine Gedankenfolge ist diese: Ich sehe hier Bienen arbeiten, die ohne Zeugungskraft sind; ich spüre Eindrücke von ihnen auf mein Gesicht, mein Gehör, meinen Gaumen, auch, wenn ich sie reize, auf mein Gefühl: ich kann ihr Dasein nicht läugnen. Gleichwohl begreife ich auch, daß sie den Grund ihrer Entstehung außer sich haben; daß sie nicht von sich selbst sind, nicht ewig. Wo soll ich denn aber sonst ihren Ursprung suchen? In andern ihnen ähnlichen Bienen? — Denen fehlt, so gut wie ihnen selbst, die erzeugende Kraft. — Also etwa in einer Mutterbiene, die eher als sie und von ihnen verschiedener Natur sei? — Aber wo wäre denn die? Und was sollte ich mir für einen Begriff von ihrer Beschaffenheit machen? — Nein, das wäre sehr thöricht, wenn ich nach leeren Unwesen haschte, und Wirklichkeiten durch Namen, durch Schall erklärte! — Besser, ich fasse die sämmtlichen Bienen, die hier und anderswo arbeiten, in den allgemeinen Begriff: Bienen-All; ihre sämmtlichen Zeugungskräfte in den allgemeinen Begriff: Bienen-Natur. Nun ist zwar freilich, einzeln genommen, jede dieser Zeugungskräfte ein bloßes Unding, ein Nichts; — aber wenn gleich! Unendlich viel Nichts, hab' ich gelernt, giebt in der Summe allwir-

kendes Etwas; und so werden unzählig viel Unmöglichkeiten zu zeugen, in Einen Begriff verbunden, zu Möglichkeit, zu mehr als Möglichkeit werden, zu wirklich zeugender Kraft. So also, durch eine aus Nichts zusammengeflossene zeugende Kraft, kamen diese Bienen zum Vorschein; so entstand, was den Grund seines Daseins nicht in sich selbst, nicht in Dingen seiner eigenen Art haben konnte, und ihn doch auch in nichts Verschiedenem hatte. — — Nun, Monsieur Le Grand? Sehen Sie, daß ich Ihre Schlußkette gefaßt habe, und daß ich ohne Mutterbiene davon komme? daß ich dieses verborgene, ungesehene, so wenig von mir begriffene Wesen nicht brauche? daß ich mich nur lächerlich würde gemacht haben, wenn ich mich so leicht hätte fangen lassen? — Oder finden Sie etwa meine Erklärung nicht genugthuend? nicht für den gemeinsten Verstand evident?

O ausnehmend genugthuend, ausnehmend evident! sagte Monsieur Le Grand, und zuckte voll Bedauerns die Achseln. — Theilen Sie Ihre Ideen dem Publicum mit! Es wäre Jammer, wenn sie verloren gingen.

Wenn Sie so meinen — —

Ich versichere Sie, Sie werden davon Ehre haben, alle ersinnliche Ehre! —

Die ich demjenigen zurückgeben werde, dem sie gebührt. — Mit diesem kühlen Tone verlor sich die Unterredung, und beide gingen nun schweigend neben einander her an die Tafel. —

Monsieur Le Grand konnte die Zeit nicht erwarten, wo er mit der Marquise und der übrigen Gesellschaft allein wäre, um ihnen von dem Vorgefallenen Bericht zu geben. Doch versteht sich, daß er alles verschwieg, was seinem System oder ihm selbst zum Nachtheil gereichte. — So eine Unwissenheit, und

so eine Albernheit, wie die, durch lauter zeugungsunfähige Wesen Zeugung erklären zu wollen, konnte nicht fehlen, Gelächter, Verachtung, Mitleiden, Spott, eins um's andere zu erwecken. — Aber, sagte zuletzt die Marquise, gestehen Sie mir, meine Herren, daß eine so ungeheure Stupidität doch nirgend als jenseit des Rheins erhört ist. Denn hier in Frankreich, dem Himmel sei Dank! sind wir doch eine ganz andere Menschenart; haben doch ganz anders organisirte Gehirne. — Ja wohl! ja wohl! riefen Alle; und dann erhob sich ein lebhafter Streit: ob die Ursache dieser Stupidität mehr im Klima, oder im Gouvernement, oder in der Erziehung, oder in irgend sonst etwas läge? Indessen, über die Sache selbst war man einig; und Herr von Wertheim, so viel Hoffnung anfangs die Marquise von ihm geschöpft hatte, sank auf einmal in eine tiefe Verachtung.

Sechzehntes Stück.

Traum des Galilei*).

Galilei, der sich um die Wissenschaften so unsterblich verdient gemacht hatte, lebte jetzt in einem ruhigen und ruhmvollen Alter, zu Arcetri im Florentinischen. Er war bereits seines edelsten Sinnes beraubt, aber er freute sich dennoch des Frühlings: theils um der wiederkehrenden Nachtigall und der

*) Galilei ward zwei Mal vor die Inquisition in Rom geladen, weil er das System des Copernicus vertheidigte, das der heiligen Schrift entgegen schien. Das zweite Mal saß er lange gefangen, und in größter Ungewißheit wegen seines Schicksals; endlich gab man ihn unter der Bedingung frei, daß er nicht aus dem Herzogthume Florenz weichen sollte. Seine wichtigsten astronomischen Entdeckungen, die er theils allein, theils mit Andern zugleich machte, sind diejenigen, deren in

düftenden Blüthen willen, theils um der lebhaftern Erinnerung willen, die er an ehemalige Freuden hatte.

Einst, in seinem letzten Frühling, ließ er sich von Viviani, seinem jüngsten und dankbarsten Schüler, in das Feld um Arcetri führen. Er merkte, daß er sich für seine Kräfte zu weit entfernte, und bat daher im Scherz seinen Führer, ihn nicht über das Gebiet von Florenz zu bringen. Du weißt, sagte er, was ich dem heiligen Gericht habe geloben müssen. — Viviani setzte ihn, zum Ausruhen, auf eine kleine Erhebung des Erdreichs nieder; und da er hier, den Blumen und Kräutern näher, gleichsam in einer Wolke von Wohlgeruch saß, erinnerte er sich der heißen Sehnsucht nach Freiheit, die ihn einst zu Rom, bei Annäherung des Frühlings, befallen hatte. Er wollte jetzt eben den letzten Tropfen Bitterkeit, der ihm noch übrig war, gegen seine grausamen Verfolger ausschütten, als er schnell wieder einhielt, und sich selbst mit den Worten bestrafte: Der Geist des Copernicus möchte zürnen.

Viviani, der noch von dem Traum nicht wußte, auf den sich Galilei bezog, bat ihn um Erläuterung dieser Worte. Aber

---

diesem Traume erwähnt wird. Er lebte nach seiner letzten Gefangenschaft auf seinem Landhause zu Arcetri, verlor sein Gesicht, und genoß in den letzten Jahren bis an seinen Tod der Gesellschaft des Viviani, der nachher sein Leben beschrieb, und seinen Namen nie anders als mit dem Zusatze zu unterzeichnen pflegte: Schüler des Galilei. Mit diesen wenigen Anmerkungen wird in dem nachfolgenden Aufsatze hoffentlich nichts mehr dunkel seyn. Umständlichere Nachrichten findet man in Montucla Histoire des Mathématiques, Heumann's Actis Phil., und andern bekannten Büchern. — (Man s. vor allen die jetzt erschienene Lebensbeschreibung des Galilei von Herrn Jagemann.)

der Greis, dem der Abend zu kühl und für seine kranken Nerven zu feucht ward, wollte erst zurückgeführt seyn, eh' er sie gäbe.

Du weißt, fing er dann nach einer kurzen Erholung an, wie hart mein Schicksal in Rom war, und wie lange sich meine Befreiung verzögerte. Als ich fand, daß auch die kräftigste Fürsprache meiner Beschützer, der Medici, und selbst der Widerruf, zu dem ich mich herabließ, noch ohne Wirkung blieben, warf ich mich einst, voll feindseliger Betrachtungen über mein Schicksal, und voll innerer Empörung gegen die Vorsehung, auf mein Lager nieder. — So weit du nur denken kannst, rief ich aus, wie untadelhaft ist dein Leben gewesen! Wie mühsam bist du, im Eifer für deinen Beruf, die Irrgänge einer falschen Weisheit durchwandert, um das Licht zu suchen, das du nicht finden konntest! Wie hast du alle Kraft deiner Seele d'ran gesetzt, um hindurch zur Wahrheit zu brechen, und sie alle vor dir zu Boden zu kämpfen, die verjährten mächtigen Vorurtheile, die dir den Weg vertraten! Wie karg gegen dich selbst hast du oft die Tafel geflohen, nach der dich gelüstete, und den Becher, den du ausleeren wolltest, von deinen Lippen gezogen, um nicht träge zu den Arbeiten des Geistes zu werden! Wie hast du mit den Stunden des Schlafs gedarbt, um sie der Weisheit zu schenken! Wie oft, wenn alles um dich her in sorgloser Ruhe lag und den ermüdeten Leib zu neuen Wollüsten stärkte; wie oft hast du vor Frost gezittert, um die Wunder des Firmaments zu betrachten! oder in trüben umwölkten Nächten beim Schimmer der Lampe gewacht, um die Ehre der Gottheit zu verkündigen und die Welt zu erleuchten! — Elender! Und was ist nun die Frucht deiner Arbeit? Was für Gewinn hast du nun für alle Verherrlichung deines Schöpfers

und alle Aufklärung der Menschheit? — Daß der Gram über dein Schicksal die Säfte aus deinen Augen trocknet; daß sie dir täglich mehr absterben, diese treusten Gehülfen der Seele; daß nun bald diese Thränen, die du nicht halten kannst, ihr dürftiges Licht auf ewig vertilgen werden!

So sprach ich zu mir selbst, Viviani, und dann warf ich einen Blick voll Neids auf meine Verfolger. — Diese Unwürdigen, rief ich, die in geheimnißreiche Formeln ihren Aberwitz und in ehrwürdiges Gewand ihre Laster hüllen, die zur schnöden Ruhe für ihre Trägheit sich menschliche Lügen zu Aussprüchen Gottes heiligten, und den Weisen, der die Fackel der Wahrheit empor hält, wüthend zu Boden schlagen, daß nicht sein Licht sie in ihrem wollüstigen Schlummer störe; diese Niederträchtigen, die nur thätig für ihre Lüste und das Verderben der Welt sind: wie lachen sie, in ihren Pallästen, des Kummers! wie genießen sie, in unaufhörlichem Taumel, des Lebens! wie haben sie dem Verdienste alles geraubt; auch das heiligste seiner Güter, die Ehre! wie stürzt vor ihnen andächtig das Volk hin, das sie um die Frucht seiner Aecker betrügen, und sich Freudenmahle von dem Fett seiner Heerden und dem Most seiner Trauben bereiten! — Und du, Unglücklicher! der du nur Gott und deinem Berufe lebtest; der du nie in deiner Seele eine Leidenschaft aufkommen ließest, als die reinste und heiligste für die Wahrheit; der du, ein besserer Priester Gottes, seine Wunder im Weltsystem, seine Wunder im Wurm offenbartest: mußt du jetzt auch das Einzige missen, wornach du schmachtest? das Einzige, was selbst den Thieren des Waldes und den Vögeln des Himmels gegeben ist — Freiheit? Welches Auge wacht über die Schicksale der Menschen? Welche gerechte unpar=

teiische Hand theilt die Güter des Lebens aus? Den Unwürdigen läßt sie alles an sich reißen, dem Würdigen alles entziehen!

Ich klagte fort, bis ich einschlief; und alsbald kam es mir vor, als ob ein ehrwürdiger Greis an mein Lager träte. Er stand, und betrachtete mich mit stillschweigendem Wohlgefallen, indeß mein Auge voll Verwunderung auf seiner denkenden Stirne und den silbernen Locken seines Hauptthaares ruhte. — Galilei! sagte er endlich: was du jetzt leidest, das leidest du um Wahrheiten, die ich dich lehrte; und eben der Aberglaube, der dich verfolgt, würde auch mich verfolgen, hätte nicht der Tod mich in jene ewige Freiheit gerettet. — Du bist Copernicus! rief ich, und schloß ihn, noch eh' er mir antworten konnte, in meine Arme. — O sie sind süß, Viviani, die Verwandtschaften des Bluts, die schon selbst die Natur stiftet; aber wie viel süßer noch sind Verwandtschaften der Seele! Wie viel theurer und inniger, als selbst die Bande der Bruderliebe, sind die Bande der Wahrheit! Mit wie seligen Vorgefühlen des erweiterten Wirkungskreises, der erhöheten Seelenkraft, der freien Mittheilung aller Schätze der Erkenntniß, eilt man dem Freund entgegen, der an der Hand der Weisheit hereintritt!

Siehe! sprach nach erwiederter Umarmung der Greis: ich habe diese Hülle zurückgenommen, die mich ehemals einschloß, und will dir schon jetzt seyn, was ich dir künftig seyn werde — dein Führer. Denn dort, wo der entfesselte Geist in rastloser Thätigkeit unermüdet fortwirkt; dort ist die Ruhe nur Tausch der Arbeit: eignes Forschen in den Tiefen der Gottheit wechselt nur mit dem Unterricht, den wir den spätern Ankömmlingen der Erde geben; und der Erste, der einst deine Seele in die Erkenntniß des Unendlichen leitet, bin Ich. — Er führte

mich bei der Hand zu einer niedergesunkenen Wolke, und wir nahmen unsern Flug in die unermeßliche Weite des Himmels. Ich sah hier den Mond, Viviani, mit seinen Anhöhen und Thälern; ich sah die Gestirne der Milchstraße, der Plejaden, und des Orion; ich sah die Flecken der Sonne, und die Monden des Jupiter: alles, was ich hienieden zuerst sah, das sah ich dort besser mit unbewaffnetem Auge, und wandelte am Himmel, voll Entzückens über mich selbst, unter meinen Entdeckungen, wie auf Erden ein Menschenfreund unter seinen Wohlthaten wandelt. Jede hier durcharbeitete mühevolle Stunde ward dort fruchtbar an Glückseligkeit, an einer Glückseligkeit, die der nie fühlen kann, der leer an Erkenntniß in jene Welt tritt. Und darum will ich nie, Viviani, auch nicht in diesem zitternden Alter, aufhören nach Wahrheit zu forschen: denn wer sie hier suchte, dem blüht dort Freude hervor, wo er nur hinblickt; aus jeder bestätigten Einsicht, aus jedem vernichteten Zweifel, aus jedem enthüllten Geheimniß, aus jedem verschwindenden Irrthum. — Siehe! ich fühlte dies alles in jenen Augenblicken der Wonne; aber auch nur dies Einzige, daß ich es fühlte, ist mir geblieben: denn meine zu überhäufte Seele verlor jede einzelne Glückseligkeit in dem Meer ihrer aller.

Indem ich so sah und staunte, und mich in Dessen Größe verlor, der dies alles voll allmächtiger Weisheit schuf, und durch seine ewigwirksame Liebe trägt und erhält, erhob mich das Gespräch meines Führers zu noch höhern Begriffen. — Nicht die Gränzen deiner Sinne, sagte er, sind auch die Gränzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu dir herüberschimmert: noch viele Tausende leuchten, deinem Blick unbemerkbar, im endlosen Aether; und jede

Sonne, wie jede sie umkreisende Sphäre, ist mit empfindenden Wesen, ist mit denkenden Seelen bevölkert. Wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur Wesen sich glücklich fühlen konnten, da wallen Wesen! Nicht Eine Spanne blieb in der ganzen Unermeßlichkeit des Unendlichen, wo der sparsame Schöpfer nicht Leben hinschuf, oder dienstbaren Stoff für das Leben; und durch diese ganze zahllose Mannichfaltigkeit von Wesen hindurch herrscht, bis zum kleinsten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung: ewige Gesetze stimmen Alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie. Unergründlich ist für den unsterblichen Weisen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, und unerschöpflich der Quell seiner Seligkeiten. — Zwar, was sag' ich dir das schon jetzt, Galilei? Denn diese Seligkeiten faßt doch ein Geist nicht, der, noch gefesselt an einen trägen Gefährten, in seiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert, und sich schon zum Staube zurückgerissen fühlt, wenn er kaum anfing sich zu erheben!

Er mag sie nicht fassen, rief ich, diese Seligkeiten, nach ihrer ganzen göttlichen Fülle; aber gewiß, er kennt sie, Copernicus, nach ihrer Natur, ihrem Wesen. Denn welche Freuden schafft nicht, schon in diesem irdischen Leben, die Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht, schon in diesen sterblichen Gliedern, ein Geist, wenn es nun anfängt in der ungewissen Dämmerung seiner Begriffe zu tagen, und sich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniß aufgeht, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt, voll unendlicher Schönheit! — Erinnere dich, der du selbst so tief in die Geheimnisse Gotres schautest und den Plan seiner Schö-

pfung enthülltest; erinnere dich jenes Augenblicks, als der erste kühne Gedanke in dir heraufstieg, und sich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzudrängten, ihn zu fassen, zu bilden, zu ordnen; erinnere dich, als nun alles in herrlicher Uebereinstimmung vollendet stand, mit wie trunkener Liebe du noch einmal das schöne Werk deiner Seele überschautest, und deine Aehnlichkeit mit dem Unendlichen fühltest, dem du nachdenken konntest! — O ja, mein Führer! Auch schon hienieden ist die Weisheit an himmlischen Freuden reich; und wäre sie's nicht: warum sähen wir aus ihrem Schooße so ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu? — —

Die Wolke, die uns trug, war zurück zur Erde gesunken, und ließ sich jetzt, wie es mir däuchte, auf einen der Hügel vor Rom nieder. Die Hauptstadt der Welt lag vor uns; aber voll tiefer Verachtung streckt' ich aus meiner Höhe die Hand hin, und sprach: Sie mögen sich groß dünken, die stolzen Bewohner dieser Palläste! weil Purpur ihre Glieder umhüllt, und Gold und Silber auf ihren Tafeln das Kostbarste beut, was Europa und Indien tragen! Aber, wie der Adler auf die Raupe im Seidengespinnst, so sieht auf diese Blöden der Weise herab; denn sie sind Gefangene an ihrer Seele, die über das Blatt nicht hinaus können, an dem sie kleben: indeß der freie Weise auf seine Höhen tritt und die Welt überschaut, oder sich auf Flügeln der Betrachtung hinauf zu Gott schwingt, und unter Sternen einhergeht.

Da ich so sprach, Viviani, da umwölkte sich mit feierlichem Ernst die Stirn meines Führers; sein brüderlicher Arm sank von meinen Schultern herab, und sein Auge schoß einen drohenden Blick bis ins Innerste meiner Seele. — Unwür-

diger! rief er: so hast du sie schon auf Erden gefühlt, jene Freuden des Himmels? hast deinen Namen herrlich gemacht vor den Weisen der Nationen? hast sie alle erhöht, deine Seelenkräfte, daß sie bald freier und mächtiger fortwirken im Erkenntniß der Wahrheit, eine Ewigkeit durch? Und nun dich Gott würdigt, Verfolgung zu leiden, nun dir deine Weisheit Verdienst werden soll, und dein Herz sich mit Tugenden schmücken, wie dein Geist mit Erkenntniß: nun ist es ohne Spur vertilgt, das Gedächtniß des Guten, und deine Seele empöret sich wider Gott? — — Hier erwacht' ich von meinem Traum, sah mich aus aller Herrlichkeit des Himmels in mein ödes Gefängniß zurück geworfen, und überschwemmte mit einer Fluth von Thränen mein Lager. Dann erhob ich, mitten durch die Schatten der Nacht, mein Auge, und sprach: O Gott voll Liebe! Hat das Nichts, das durch dich Etwas ward, deine Wege getadelt? Hat der Staub, dem du Seele gabst, hat er auf die Rechnung seiner Verdienste geschrieben, was Geschenke deiner Erbarmung waren? Hat der Unwürdige, den du in deinem Busen, an deinem Herzen nährtest, dem du so manchen Tropfen Seligkeit reichtest aus deinem eigenen Becher; hat er deiner Gnaden und seiner Vorzüge vergessen? — Schlage sein Auge mit Blindheit! laß ihn nie wieder die Stimme der Freundschaft hören! laß ihn grau werden im Kerker! Mit willigem Geist soll er's tragen, dankbar gegen die Erinnerung seiner genossenen Freuden, und selig in Erwartung der Zukunft! —

Es war meine ganze Seele, Viviani, die ich in diesem Gebete hingoß; aber nicht das Murren des Unzufriedenen, nur die willige Ergebung des Dankbaren hatte der Gott vernommen, der mich zu so viel Seligkeit schuf! Denn siehe! ich lebe

hier frei zu Arcetri, und nur heute noch hat mich mein Freund unter die Blumen des Frühlings geführt.

Er tappte nach der Hand seines Schülers, um sie dankbar zu drücken; aber Viviani ergriff die seinige, und führte sie ehrerbietig an seine Lippen.

Siebzehntes Stück.

Das Weihnachtgeschenk.

Ich nahm von der Toilette eines jungen Frauenzimmers ein Buch auf, und begriff nicht, warum sie es so eilfertig wegriß. Sie erröthete über den Verdacht, den sie zu erwecken schien, und las mir, zu ihrer Rechtfertigung, die ersten Seiten vor, die von der Hand ihres Vaters waren. Ich bat sie um eine Abschrift, und sie war gütig genug, mir eine zu geben. Hier ist sie:

„So ein unbedeutendes Geschenk einige leere Blätter scheinen möchten, so sind doch gewiß an dem heutigen Tage, an dem selbst der Geiz und die Armuth freigebig werden, wenige mit so gutem Herzen gemacht worden; und vielleicht keines, das dem Beschenkten so nützlich wäre, als du dieses dir machen kannst."

„Ich habe es dir schon mehrmal gesagt: Ein wenig Athem oder ein paar Federstriche, die wir für unsere Gedanken aufwenden, so schwer uns auch manchmal beides ankommen mag,

werden reichlich wieder durch die Deutlichkeit, die Ordnung, und das Leben eingebracht, das eben diese Gedanken dadurch erhalten. Es ist seltsam, daß man von einer so kleinen Ursache so große Wirkungen verspricht; aber es ist wahr. So lange der Mensch nicht reden konnte, so sah, hörte, fühlte und schmeckte er bloß; aber er dachte nicht. So lange der Mensch nicht schreiben konnte, dachte er wenig, und red'te schlecht. Die Zunge und der Griffel machten endlich den Menschen zu dem, was er werden sollte. Seine Begriffe wurden hell, indem er sie mitzutheilen suchte; sie wurden methodisch, indem er ihnen eine gewisse Fortdauer gab, die sie der Verbesserung und Ausbildung fähig machte. Und dieser Weg, den das ganze menschliche Geschlecht nahm, um klüger zu werden, ist auch immer noch der einzige für den einzelnen Menschen."

„Du, mein Kind, hast schon den einen großen Schritt zur Weisheit gethan. Du hast Weise reden hören, oder hast das gelesen, was du von ihnen gewünscht hättest zu hören. Wenn es heutiges Tages kein großer Ruhm mehr für ein Frauenzimmer ist, daß es lies't, so ist es noch immer einer, daß es aus Lehrbegierde lies't, um vernünftiger und besser zu werden. Die Eitelkeit, die sich jetzt auf diese Seite gelenkt hat, vernichtet den Werth des Lesens, indem sie den Endzweck desselben verkehrt, und verwandelt die Weisheit in einen bloßen Putz. Hunderte empfinden, indem sie ein Buch lesen, kein Vergnügen stärker, als daß sie den Augenblick voraussehen, wo sie werden sagen können: ich hab' es gelesen! — Du, mein Kind, kennst die Absicht des Lesens besser, und es fehlt dir nur noch etwas Muth und Uebung, um sie ganz zu erreichen."

„Unsre Seele ist ein Maler, der entweder Originale nach

der Natur, oder Copieen von guten Originalen malt. Jene sind ihre eigenen Empfindungen, ihre eigenen Beobachtungen und Schlüsse; diese sind alle die Begriffe, die wir durch Unterricht und Lectüre erhalten. Gute Meister verfertigen die Copieen nur als Schulen — so nennen sie ihre Uebungsstücke — um ein richtiges Auge und eine feste Hand zu bekommen; schlechte bleiben dabei stehen, und gründen darauf ihren ganzen Ruhm."

„Es kommt also alles darauf an, das, was Andere aus ihren Erfahrungen durch eine lange oder durch eine kurze Reihe von Schlüssen gefolgert haben — denn auf Erfahrungen läßt sich doch am Ende alles zurückbringen — so anzusehen, als ob wir es aus unsern eigenen gezogen hätten. Ehe wir selbst denken, müssen wir erst einem Andern nachdenken lernen. Das ist also der zweite Schritt, den du zwar auch schon versucht hast, den du aber nun noch beherzter thun mußt: Werde aus einer Leserinn zu einer Schriftstellerinn! Wenn du liesest, so sondre den Gedanken vom Ausdrucke ab; nimm ihm seinen Putz, und unterbrich zuweilen das Vergnügen, womit bei jedem Menschen die Neugierde das Weitergehen verknüpft, so lange, bis du dir mit ein paar Worten das denken kannst, was der Verfasser vielleicht auf Seiten gesagt hat. Diese paar Worte schreibe nieder; sie sind alsdann dein, so wie der Gedanke, den sie ausdrücken. Große Bücher können auf diese Art in Blätter verwandelt werden, die für uns mehr werth sind als die Bücher, und die uns schon der Fähigkeit, selbst etwas Lesenswerthes zu schreiben, einen Schritt näher bringen."

„Aber nicht lange werden diese Auszüge bloß abgekürzte fremde Gedanken seyn; du wirst in kurzem deine eigenen in ihnen entwickeln. Die Ideen entzünden einander, wie die electri-

schen Funken. Wenn die Seele einmal in Arbeit und in Bewegung ist; wenn sie einmal den Faden des Denkens in der Hand hat, so geht sie geschwinde von der Nachbildung fremder Begriffe zur Hervorbringung eigener über. Ehe man sich's versieht, kommt aus dem eignen Schatz unsrer Empfindungen ein Gedanke hervor, der für sich selbst zu schwach war emporzukommen, jetzt aber, weil er dem Gedanken des Verfassers nahe liegt, von diesem aufgeweckt und gehoben wird. — Versuch' es, mein Kind; denn ich bin bei deinen Fähigkeiten gewiß, daß es dir glücken muß: und ist es dir nur einmal geglückt, so bin ich eben so gewiß, daß du fortfahren wirst. Das Denken giebt uns ein so reines und ein so lebhaftes Vergnügen, daß, wer es nur einmal in seinem Leben gekostet hat, es nie wieder entbehren kann."

Chr. Garve.

Achtzehntes Stück.

Der Habicht.

„Verdammter Dieb!“ — schrie der hypochondrische Tuff, als vor unsern Augen ein Habicht auf ein Küchlein herabschoß und es erwürgte. — Sein äußerst ängstlicher Ton machte mich lachen. Es war, als ob er die diebische Klaue an seinem eigenen Herzen fühlte.

Freund! fing ich an, wenn Sie auf alles, was junge Hühner stiehlt, so ergrimmt sind, so möcht' ich wissen, wie Sie Sich Selbst ertragen. Denn wohl bedacht, sind Sie der schlimmste Habicht im Lande. — Tuff, wie man wissen muß, lebte bei seiner Brunnencur, wie ein anderer Law oder Neuton, von nichts als Hühnern. Alles andere Fleisch, sagte sein Arzt, wäre zu schwer, und Gemüse wären zu blähend.

Er fand, daß ich Recht hatte, und ward noch ängstlicher als zuvor. — Schlimm genug, sagte er endlich, daß ich armer schwächlicher Mann ohne Hühner nicht leben kann!

Das kann der Habicht auch nicht, mein lieber Tuff. Was Ihnen der Arzt verbeut, das hat ihm selbst die Natur verboten. Ihm bekommt kein Gemüse.

Dieser Grund war zu einleuchtend, und setzte den Habicht zu genau in den eignen Fall unsers Tuff, als daß er noch hätte weiter können. Er sah sich ausdrücklich nach der Stelle um, wo der Fang geschehen war, und that dem Räuber eine Ehrenerklärung. — Aber, fing er nun an: die Natur! die Natur! Und dann rechnete er mir mit einer wunderswürdigen Fertigkeit des Gedächtnisses — ob er gleich alles Gedächtniß glaubte verloren zu haben — eine Menge von Raubthieren her, die er aus allen Elementen und allen Himmelsstrichen zusammen brachte. Ist nicht die Natur, schloß er endlich, eine grausame Mutter? Zeigt sich nicht ein offenbarer Widerspruch in ihren Werken und Anstalten?

Ein Widerspruch, lieber Tuff? — Sie bedenken nur nicht, was dann folgen würde. Mit Widersprüchen könnte ja die Natur nicht bestehen.

Warum nicht? — Sie besteht, wie trotz allen seinen Krankheiten mein Körper besteht; und Krankheiten sind ja auch nichts anders, als Widersprüche in der Maschine.

Aber Ihr Körper vergeht auch, indeß die Natur — —

Der Mann war zu krank, um mir Recht zu lassen. Er kehrte von einem Wege, auf dem er kein Fortkommens sah, plötzlich zurück, und fing von vorn wieder an. — Wozu denn nun, fragte er, dieser liebreiche Instinct der Henne, ihr Ei zu bebrüten, das herausgebrütete Küchlein zu wärmen, zu füttern, zu locken, zu schützen; wenn da oben in seiner Höhe ein gieriger Räuber lauert, es mit seinen durchdringenden Augen

ausspäht und auf pfeilschnellen Flügeln herabschießt, es zu erwürgen? — Wenn das nicht Widerspruch in der Natur ist! — —

Nun es sei einer! Ich gebe nach, lieber Tuff. — Aber wenn Sie manchmal die unangenehme Empfindung haben, als ob Sie läuten hörten: wo vermuthen Sie dann, daß dies Läuten ist? Auf dem Thurme, oder in Ihrem Kopfe?

Sonderbar! Es ist freilich in meinem Kopfe.

Und woher, glauben Sie, daß es kommt?

Von der Schwäche meiner Nerven vermuthlich.

Nun also! die Anwendung gemacht! — Auch jene Widersprüche sind einzig in Ihrem Kopfe, und entstehen von der Schwäche Ihrer Vernunft.

Das kann seyn, sagte Tuff: ich will's glauben. — Aber wahrlich, mein Freund! — und er holte aus voller Brust einen Seufzer — bei so schwachen Nerven, wie ich sie habe, wär' es besser, lieber gar nicht zu leben. Man wird sein Leben nur durch widrige Empfindungen inne. — Und bei so ohnmächtigen Kräften unserer Vernunft, wär' es da nicht auch besser, lieber keine zu haben? Man merkt ja kaum, daß man sie hat, als durch Zweifel und Unruhen.

Wie spricht denn aber Ihr Arzt, wenn Sie ihm Ihre Zufälle klagen?

Muth! Muth! spricht er immer.

Sehr recht! Denn auf Muth kommt's nur an. — Mit etwas mehr Vertrauen zu Ihren Kräften, und einem etwas fleißigern Gebrauch dieser Kräfte, würden Sie bald — nicht zu einem völlig gesunden, aber doch zu einem ganz erträglichen Leben kommen. Mit der Vernunft, lieber Tuff, ist's das Gleiche. Sie darf ihren Kräften nur trauen, und darf sie nur unermü-

det gebrauchen, so wird sie gewiß — nicht zu einer ganz zweifelfreien, aber doch zu einer ganz beruhigenden Einsicht kommen. — Um mit dem vorhabenden Fall einen Versuch zu machen: tragen Sie Ihren Widerspruch einmal vor!

Braucht es das noch? Ist es nicht klar, was ich will? — Wenn ich von der Einen Seite die Natur betrachte; o da ist alles so mütterlich, so weise, so gütig! Ich finde die vortrefflichsten Anstalten zur Erhaltung ihrer Geschöpfe, die sorgsamste Verwahrung der innern Quellen des Lebens, die schicklichsten Werkzeuge zum Ausspähen und zum Ergreifen der Nahrung, unaufhörliche Thätigkeit aller Elemente Nahrung hervorzubringen, unerschöpflichreiche Werkstätten der Erzeugung, mächtige Instincte, den Müttern und Jungen zur Erhaltung der Gattung eingeprägt. Aber von der andern Seite? — o, da ist alles wieder so wild, so fürchterlich, so tyrannisch! Ich sehe so viel mörderische, nach Blute lechzende, zum Blutvergießen gerüstete Thiere; sehe so viel Rachen und Klauen gewaffnet, so viel Gewebe und Gruben bereitet, so viel Stachel und Zungen vergiftet: daß meine ganze Vernunft daran irre wird, und mein ganzes Herz nicht weiß, soll es mehr Vergnügen oder mehr Abscheu empfinden.

Versteh' ich Sie, lieber Tuff? Sie wollen sagen, daß es die Natur fast so arg macht, als der Herr dieses Landguts. — Die Gegend umher war ihm zu offen, zu öde; er wünschte den Prospect durch ein schattiges Wäldchen zu schließen, maß ein unfruchtbares Stück Land ab, und säete Fichten darauf. Jetzt, da die jungen Bäume pfeilgerade neben einander aufgeschossen sind und den lieblichsten Schatten bieten; was thut er? Er schickt Arbeiter d'rüber, legt allenthalben eine unbarmherzige Art an,

und läßt weit über die Hälfte des Waldes niederhauen. — Eben so nun, glauben Sie —

Nicht doch! nicht doch! rief Tuff. Jener Aushau war nothwendig, selbst zur Erhaltung des Waldes. Wenn alles so in's Wilde hineinwüchse, so würde bald nichts mehr wachsen; denn Eins würde das Andre ersticken. Wir würden am Ende ein weit kleineres Wäldchen haben, und dieses Wäldchen weit unvollkommner.

Meinen Sie doch? Nun, so wäre ja eben dies ein Beweis, daß oft ein Zweck durch Mittel erreicht wird, die ihm Anfangs durchaus entgegen schienen. — Lassen Sie uns jetzt vor allen Dingen den Zweck der Schöpfung suchen! — Worin setzen Sie ihn? In ihre todten oder in ihre lebendigen Werke?

In die letztern, versteht sich.

Also, wenn eben die Erhaltung des Lebens, die Stärke des Lebens, die Fülle des Lebens, jene Aufopferungen nothwendig machte; so wäre die Natur völlig gerechtfertiget? Nicht? — Denn Sie wollen doch so viel Leben, als nur bestehen kann? Und wollen doch dieses Leben so gesund, so blühend, als möglich?

Wie anders? — Wenn ich das Leben als Zweck will, so muß ich auch viel Leben wollen, und glückliches Leben.

Gut, lieber Tuff! Wir bevölkern also alle Himmelsstriche, alle Elemente mit Leben. Wo wir nur irgend ein Nahrungsmittel in der leblosen Natur finden, da setzen wir eine Thierart hin, die es genieße. Nicht wahr?

Allerdings! —

Mithin behalten wir alle die Thierarten bei, die sich von Gras, von Kräutern, von Wurzeln, von Hölzern, von Blumen, von Blättern, von Moos, allenfalls auch von den über-

flüssigen Säften der anderen Thiere nähren. — Meinen Sie nicht?

Ohne Zweifel! —

Hingegen alle Raubthiere schaffen wir fort; alle blutgierigen Tieger verbannen wir; alle Gruben der Ameislöwen schütten wir zu; alle hinterlistigen Spinneweben stäuben wir aus allen Winkeln der Natur rein heraus?

Ganz recht! Rein heraus! rief er freudig.

Aber die Habichte, Tuff? — Die ungefiederten wenigstens!

Nein, auch damit fort! laß sie Gemüse essen! Auch mit den Iltissen fort! Aus jedem Eie muß nun ein Küchlein, und aus jedem Küchlein ein Huhn werden. —

Recht! Und dann und wann auch ein Hahn! Damit wir noch mehr Leben bekommen, und glückliches Leben.

Nun ja wohl! Auch ein Hahn. Das versteht sich. — O ich fange an, mich in die Natur, wie sie jetzt wird, zu verlieben. Dieses ungestörte Glück aller Geschöpfe, diese holdselige Eintracht, dieser tiefe, unschuldige, allgemeine Frieden — —

Schön! Allerdings! Aber wir wollen doch mit der Vernunft einmal zusehen, was wir hier mit der Einbildung gemacht haben. — Wär' es Ihnen denn recht, lieber Tuff, daß kein andrer lebendiger Laut in der ganzen Natur erschallte, als Hahnengekräh und Hühnergeschrei? — Denn wenn alle die Hähne der ersten Generation zum Buhlen, und alle die Hühner zum Brüten kommen, so sehen Sie wohl, daß schon bei der zehnten dieses eine Geschlecht viele anderen verdrängt haben muß. — Oder sähen Sie's lieber, daß ohne Unterlaß eine allgemeine Seuche einbräche, die jede Thierart auf das rechte Verhältniß zurücksetzte, wobei jede bestehen könnte?

Warum das? Ich sehe die Nothwendigkeit nicht. — Schränken Sie nur die gar zu große Vermehrbarkeit der Thiere ein, und die Schwierigkeit ist gehoben.

Gehoben? So, daß sieben andere entstehen. — Denn mit jener Vermehrbarkeit, Freund; wie viel Thätigkeit, Vergnügen, Geselligkeit hört da auf! Und wenn nun Krankheiten kommen; wenn Revolutionen der leblosen Natur die Geschlechter verwüsten: soll es Jahrhunderte dauern, ehe die Lücke sich wieder ausfüllt? ehe der Abgang des Lebens und der Glückseligkeit in der Schöpfung wieder ersetzt wird?

Krankheiten? Revolutionen? — sagte er nachdenkend.

Sie stocken schon, seh' ich. — Doch gesetzt, daß Sie auch hiewider noch Mittel fänden: die Thiere können doch nicht ewig so fortleben? Die Kräfte der Natur müssen sich doch endlich erschöpfen?

Nun ja! erschöpfen freilich; nur nicht gewaltsam in der besten Blüthe vertilgt werden.

Aber wenn sie sich nun erschöpfen? — Wir bekommen da eine unendliche Menge von Leichnamen; denn, wie wir wissen, ist die Natur einer unbegreiflichen Menge Lebens fähig, und so viel Leben soll doch da seyn, als nur immer bestehen kann. — Was fangen wir mit diesen Leichnamen an?

Was die Natur damit anfängt! — Wir übergeben sie der Verwesung, lassen die zerstörten organischen Theile sich in ihre Elemente auflösen, befruchten damit den entkräfteten Erdboden, treiben neue Früchte und Nahrungsmittel zur Erhaltung jeder Nachwelt heraus; und so im Kreislaufe fort!

Wenn nur das nicht Zeit brauchte, mein Freund! Wenn nur diese Auflösung das Werk eines Augenblicks wäre! — Er-

innern Sie Sich, wie es uns neulich dicht am Fichtenwäldchen erging? was für schnelle Beine Sie da bekamen?

O um's Himmels willen! rief Tuff, indem er mit abgewandtem und vor Ekel ganz verzerrtem Gesichte zurücktrat: an was erinnern Sie mich? Wissen Sie, daß mir das scheusliche Bild noch jetzt den Athem versetzt? daß ich die ganze Nacht durch — —

Stille! stille davon! Wo ich Sie in's Erzählen Ihrer Zufälle lasse, so ist's um unser Gespräch gethan, und das wäre doch Schade. — Sie sehen also nun, daß unsre zu weichherzige Güte Grausamkeit wird; daß wir den Thieren die Luft, die sie einathmen, verpesten, sie tausend unangenehmen und schmerzhaften Empfindungen aussetzen, und ihnen endlich ein frühes Grab bereiten. Sie sehen, daß wir über dem gar zu ängstlichen Schonen des Lebens zu wirklichen Verschwendern des Lebens werden, und die Welt, die wir zum Paradiese verschönern wollten, zu einem Kerker von Calcutta *) verschlimmern. — Sehen Sie's nicht, lieber Tuff? —

Nicht so recht! Sie überschleichen mich, däucht mir. — Ich habe Ihnen nur so viel Leben eingeräumt, als zusammen bestehen könnte. Setzen Sie also gleich Anfangs nicht mehr, als daß keine Fäulniß, keine Verpestung der Luft zu besorgen stehe.

Aber wenn ich das setze — können Sie wissen, auf welche geringe Anzahl Sie das Leben nun einschränken? Oder ist es nicht bloßer Eigensinn, zur Verhütung alles Mordes, die Zahl

*) Wo die eingesperrten Engländer in ihren eignen Dünsten ersticken mußten. Man s. Ives Reisen.

der Wesen, die sich ihres Daseins freuen und glücklich seyn können, so sehr vermindern zu wollen? — Sterben müssen sie doch, die Thiere; und wer sagt Ihnen denn, daß der gewaltsame Tod nicht, eben so wie er der kürzeste ist, auch der leichteste sei? —

Der leichteste? Man stirbt noch leichter, denk' ich, vor Alter, wo Sterben nur Einschlummern heißt. — Und kommt's denn nur darauf an, leicht zu sterben? Nicht auch, glücklich zu leben? Werden die Thiere denn nicht zum Leben, nur zum Tode geboren?

Aber sie dürfen nicht alle sterben. Das heißt, den Tod der Natur nicht. Wir sind schon einig über den Punct.

Er stand stille, und überlegte ein wenig. — Schon einig? Wir sind's noch nicht! rief er aus. — Wie, wenn selbst der Anblick beim Wäldchen mir hier zu statten käme? Wie, wenn die Natur ihre Anstalten wider die Verpestung bereits gemacht hätte? —

Die möcht' ich kennen. Die wären? —

O erinnern Sie Sich! — Jene zahmern Raubthiere, die sich aus der Luft, aus den Wäldern, aus dem Staube herzu finden, die aus den Ruinen der todten Körper selbst zu Legionen geboren werden, ihre in Fäulniß übergehenden Säfte sogleich wieder in frische verwandeln, und der Erde kaum andere Befruchtungstheile lassen, als die reinern, gesündern, die von ihnen selbst, als lebendigen Thieren, abgetrieben und ausgedunstet werden. — Sollten nicht diese Thiere zur Reinigung der Luft, und mithin zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit, hinlänglich seyn?

Nein! Denn auch sie werden Leichen. Es ist kein Grund

vorhanden, warum wir nur sie von der Begnadigung ausnehmen wollten. — Und wenn also auch sie sterben, so kommt ja das Uebel, das wir vermeiden wollten, zurück, obgleich freilich ein wenig später.

Sei es! Es kommt zurück; aber vermindert. Das Thier hat bei seinem Leben mehr körperliche Theile verzehrt, als es bei seinem Tode zurückläßt. — Und eben darum, dächt' ich, wenn wir für jene Schwärme andre und wieder andre ersännen, und wieder: endlich müßten wir dann so weit kommen, daß der eigentlichen unmittelbaren Verwesung nur wenig, ganz wenig bliebe.

Sehr fein! In der That! — Nur möcht' ich dann einsehen, warum wir neulich davon liefen? Jene Thiere, die der Verpestung vorbeugen sollen, waren doch so zahlreich vorhanden!

Ja! Aber der scheusliche Anblick —

O nicht doch! Seyn Sie aufrichtig, Freund! Wenn der Anblick scheuslich war, so war er's nur, weil er an die Atmosphäre erinnerte. Das Gesicht an sich ist nicht ekel. — Und wo mir recht ist, so fuhren wir mit der Hand nach der Nase, nicht nach den Augen?

Er ward auf einmal stille, und blickte nieder. — Sie sehen, sagte er, wie erstaunlich schwach jetzt mein Kopf ist.

Verzeihen Sie! Nur die Sache war schwach. Wer klüger als die Natur seyn will, der zieht freilich den Kürzern. — Sie geben mir also zu, daß wir die Welt durch unsre Einrichtung unendlich verschlimmert haben? —

Es scheint wohl nicht anders.

Nun wohl denn! So müssen wir sehen, wie wir helfen. — Ich wüßte hier freilich ein Mittel, ein meines Bedünkens sehr heilsames Mittel: allein — ob Sie's billigen werden? — —

Lassen Sie hören! Warum nicht? —

Die Vortheile zwar, die wir erhielten, wären unendlich. Wir ließen nicht nur unsern fruchtfressenden Thieren ihre ganze Vermehrbarkeit, ließen nicht nur Millionen, die nach unserm ersten Plan würden gefehlt haben, geboren werden, und doch alle ihr Dasein genießen, alle Freude empfinden und Freude hervorbringen: wir brächten auch noch mehr Leben, noch mannichfaltigeres, höheres, wirksameres Leben in die Natur, das ohne dieses Mittel durchaus nicht da seyn würde.

Und wie das? Wodurch das? — rief er ganz ungeduldig.

Durch — durch eben das, was die ganze Natur erhält; durch Kräfte, die einander entgegen kämpfen, einander das Gleichgewicht halten, in richtigem Verhältnisse neben einander fortdauern, und immer kämpfen und sich immer das Gleichgewicht halten.

Durch Einführung der Raubthiere, wollen Sie sagen.

Wie anders? — Sollte wohl ein so schwaches und kurzsichtiges Geschöpf, wie der Mensch, auf wahrhaft weise Mittel gerathen können, die der allsehende Schöpfer nicht schon lange vor ihm gekannt und angewandt hätte? Ist auch nur der schwächste Schimmer von Licht in unsrer Seele, den nicht unsre Finsterniß von ihm, als der einzigen Quelle des Lichtes, aufgefangen hätte? Kann unser Verstand etwas anders, als seiner Herrlichkeit nachsehen? — — Kurz, wir setzen den Menschen in die Natur, daß er täglich Millionen Leben zerstöre und sogleich wieder in Lebenssäfte verwandle; wir lassen für jede fruchtfressende Thierart auf Erden, in der Luft, in Flüssen, im Meer, im Staube, in allen bewohnten Elementen und Himmelsstrichen, Räuber zu, die immer für tausend und mehr Lei=

chen nur Eine geben, ja zum Theil wieder andern zur Nahrung dienen, ehe sie selbst noch zu Leichen werden. Was dann übrig bleibt, das geben wir jenen Thieren und Würmern, die von gefallenen Körpern leben, zum Raube. — Der Mensch, so wie er das Haupt der thierischen Schöpfung ist, so ist er auch das wichtigste Mittel ihrer Erhaltung; denn sein Geschlecht ist sehr zahlreich, er bringt sein Leben sehr hoch, er raubt durch alle Gattungen durch, er hat die Vernunft seine Todten zu verbrennen, oder in die Erde zu scharren, und wenn ihm der Leichen von andern Thieren zu viel werden, auch diese. — So und nicht anders, mein Freund — —

Ich seh' es: Sie haben Recht! fiel er mir ein. Der Schöpfer hat wahrlich wohl gethan — und er lächelte — daß er seine Welt schuf, ohne meinen Rath zu erwarten. Die Vortheile einer solchen Einrichtung sind in der That ganz unendlich. — Wir bringen nun alle die zahllosen Geschlechter der Raubthiere in die Natur; erlauben den fruchtfressenden Thieren mehr Vergnügen der Liebe, der Begattung, der Jungenpflege; ziehen immer neuen Anwachs zum schnellen Ersatz des Verlorenen an; bringen mehr Geselligkeit, mehr Thätigkeit in die Welt; erhalten die Thiere bei einer reinern Luft gesünder, fröhlicher, munt'rer; geben den Raubthieren diese schärferen Sinne, dieses wärmere Blut, diese höhere Wirksamkeit, die ihr Leben um so viel Stufen höher setzt, als das Leben der andern Thiere. — In diesem Tone fuhr er fort, und sprach mit einer Wärme, mit einer Beredtsamkeit, — daß ich aufmerksam ward und ihn ansah.

Ihre Cur, rief ich, hat Wirkung gethan! Wie hält's um die Krankheit, mein Freund?

Sie war im Nu wieder da. Der Kopf sank ihm matt auf die Schulter; die Füße erschleppten ihn kaum; es war der elendeste Mann. — Einbildung! Einbildung! rief ich. Und ob er dem gleich aus aller Macht widerstritt, so gab ihm doch die Erfahrung, die er so unvermuthet von seinen Kräften gemacht, und mein vortheilhaftes Zeugniß darüber, einen sichtbaren Trost. Ich hoffe, der gute Mann soll noch werden.

Hätte ihm der Arzt nicht alle Beschäftigung untersagt, so würde ich ihm ein Büchlein empfohlen haben, das diese Materie mit viel Gründlichkeit abhandelt und eine der vortrefflichsten Apologieen der Vorsehung ist. Meinen nicht hypochondrischen Lesern will ich's doch nennen; es sind die Philosophischen Betrachtungen über die thierische Schöpfung *). Eine Schrift, die eben so unterhaltend durch die gewähltesten Beobachtungen, als unterrichtend durch die wichtigen Gesichtspuncte ist, worein dieselben gestellt werden. Auf allen Seiten wird Gott verherrlicht, die Vorsehung gerechtfertigt, das Herz beruhigt. — Um die, die es noch nicht kennen möchten, zu reizen, will ich eine Stelle hersetzen, die ungefähr das Resultat von den Untersuchungen des Verfassers enthält.

„Leben, sagt er, ist eine Glückseligkeit; und der Wille des Schöpfers ist, daß unzählige Schaaren dieser Glückseligkeit genießen sollen. Unter einer Menge von Welten hat er auch diejenige erschaffen, die wir bewohnen: eine Welt, die mit Bergen und Ebnen abwechselt, durch Flüsse und Seen erfrischt, durch Pflanzen und Bäume geschmückt, durch die Strahlen der Sonne erleuchtet und erwärmt wird; eine Welt, wo unsicht-

*) Aus dem Englischen. Leipzig 1769.

bare Ursachen die Elemente, die mit allen Principien des Lebens geschwängert sind, in beständigem Umlauf erhalten; wo die Pflanzen, durch geheime, noch wunderbarere Kräfte, die reichen Schätze der Elemente an sich ziehen, aufsammeln, und sie zur Erhaltung der thierischen Schöpfung zubereiten; eine Welt — denn so unendlich groß ist die Mannichfaltigkeit und die Anzahl der Gattungen — wo jedes Ding in eine lebendige Substanz gleichsam verwandelt, und alle natürlichen Kräfte, jede Begebenheit und jedes Wesen, durch ewige und unveränderliche Gesetze, zur Hervorbringung und Erhaltung des Lebens nutzbar gemacht wird; eine Welt, wo, wenn die Arten sich vervielfältigen, es dazu geschieht, den Verlust leicht wieder zu ersetzen, dem ihre Hinfälligkeit sie blosstellt, und wenn sie sich einander aufreiben, wenn ihr Dasein in gewisse Gränzen eingeschränkt ist, dieses geschieht, das Uebermaaß in ihrem Anwachse zu verhüten. — Die große Absicht, auf die der ganze Plan der Schöpfung gerichtet ist, besteht in der Vollständigkeit und Erhaltung des thierischen Systems. Es giebt allgemeine Gesetze, die jede Classe der Geschöpfe antreiben, diese Absicht zu befördern; und diese Gesetze sind so genau mit einander verknüpft, daß sie nothwendig einander wechselsweise voraussetzen und nach sich ziehen."

Neunzehntes Stück.

Proben rabbinischer Weisheit *).

1.

„Wer sich der Gerechtigkeit annimmt, richtet das Land auf; wer sich ihr entzieht, ist Schuld an seinem Verderben."

Rabbi Assi war krank, lag auf dem Bette, von seinen Schülern umgeben, und bereitete sich zum Tode. Sein Neffe trat zu ihm herein, und fand, daß er weinte. — Was weinst du, Rabbi? fragte er. Muß nicht jeder Blick in dein vollbrachtes Leben dir Freude bringen? Hast du etwa das heilige Gesetz nicht genug gelernt, nicht genug gelehrt? Siehe, deine Schüler hier sind Beweise vom Gegentheil. Hast du etwa versäumt,

*) Aus dem Talmud und dem Midrasch gezogen. Die Erzählungen beziehen sich auf Sprüche der Schrift, die eben darum voranstehen.

Werke der Gottseligkeit auszuüben? Jedermann ist eines Bessern überführt. Und die Demuth war die Krone aller deiner Tugenden! Niemals wolltest du erlauben, daß man dich zum Richter der Gemeinde wählte, so sehr auch die Gemeinde es wünschte.

Eben das, mein Sohn, antwortete Rabbi Assi, betrübt mich jetzt. Ich konnte Recht und Gerechtigkeit unter den Menschenkindern handhaben, und aus mißverstandener Demuth hab' ich es unterlassen. „Wer sich der Gerechtigkeit entzieht, ist Schuld an dem Verderben des Landes."

2.

„Den Menschen und dem Viehe hilft der Herr."

Auf seinem Zuge, die Welt zu bezwingen, kam Alexander, der Macedonier, zu einem Volke in Africa, das in einem abgesonderten Winkel in friedlichen Hütten wohnte, und weder Krieg, noch Eroberer kannte. Man führte ihn in die Hütte des Beherrschers, um ihn zu bewirthen. Dieser setzte ihm goldene Datteln, goldene Feigen, und goldenes Brot vor. — Esset ihr das Gold hier? fragte Alexander. — Ich stelle mir vor, antwortete der Beherrscher: genießbare Speisen hättest du in deinem Lande wohl auch finden können. Warum bist du denn zu uns gekommen? — Euer Gold hat mich nicht hieher gelockt, sprach Alexander; aber eure Sitten möchte ich kennen lernen. — Nun wohl, erwiederte jener, so weile denn bei uns, so lange es dir gefällt.

Indem sie sich unterhielten, kamen zwei Bürger vor Gericht. Der Kläger sprach: Ich habe von diesem Manne ein

Grundstück gekauft, und als ich den Boden durchgrub, fand ich einen Schatz. Dieser ist nicht mein: denn ich habe nur das Grundstück erstanden, nicht den darin verborgenen Schatz; und gleichwohl will ihn der Verkäufer nicht wiedernehmen. — Der Beklagte antwortete: Ich bin eben so gewissenhaft, als mein Mitbürger. Ich habe ihm das Gut, sammt allem was darin verborgen war, verkauft, und also auch den Schatz.

Der Richter wiederholte ihre Worte, damit sie sähen, ob er sie recht verstanden hätte; und nach einiger Ueberlegung sprach er: Du hast einen Sohn, Freund? Nicht? — Ja! — Und du eine Tochter? — Ja! — Nun wohl! dein Sohn soll deine Tochter heirathen, und das Ehepaar den Schatz zum Heirathsgute bekommen. — Alexander schien betroffen. Ist etwa mein Ausspruch ungerecht? fragte der Beherrscher. — O nein, erwiederte Alexander, aber er befremdet mich. — Wie würde denn die Sache in eurem Lande ausgefallen seyn? fragte jener. — Die Wahrheit zu gestehen, antwortete Alexander, wir würden beide Männer in Verwahrung gehalten, und den Schatz für den König in Besitz genommen haben. — Für den König? fragte der Beherrscher voller Verwunderung ... Scheinet auch die Sonne auf jene Erde? — O ja! — Regnet es dort? — Allerdings! — Sonderbar! Giebt es auch zahme, krautfressende Thiere dort? — Von mancherlei Art. — Nun, sprach der Beherrscher, so wird wohl das allgütige Wesen, um dieser unschuldigen Thiere willen, in eurem Lande die Sonne scheinen und regnen lassen. Ihr verdientet es nicht.

3.

Das erste Weib.

Gott schuf der Weiber Erste
Nicht aus des Mannes Scheitel,
Daß sie nicht eitel würde;
Nicht aus des Mannes Augen,
Daß sie nicht lüstern würde;
Nicht aus des Mannes Zunge,
Daß sie nicht schwatzhaft würde;
Nicht aus des Mannes Ohren,
Sie horchte sonst nach allem;
Nicht aus des Mannes Händen,
Sie griffe sonst nach allem;
Nicht aus des Mannes Füßen,
Sie liefe sonst nach allem.
Er schuf sie aus der Ribbe,
Der unbescholtnen Ribbe;
Doch haben ihre Töchter
Von jedes Gliedes Fehler
Ein kleines Theil bekommen.

4.

„Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen größern Schatz, denn köstliche Perlen."

Einen solchen Schatz hatte Rabbi Meir, der große Lehrer, gefunden. Er saß am Sabbath in der Lehrschule und unterwies das Volk. Unterdeß starben seine beiden Söhne; beide

schön von Wuchs, und erleuchtet im Gesetz. Seine Hausfrau nahm sie, trug sie auf den Söller, legte sie auf ihr Ehebette, und breitete ein weißes Gewand über ihre Leichname. Abends kam Rabbi Meir nach Hause. — Wo sind meine Söhne, fragte er, daß ich ihnen den Segen gebe? — Sie sind in die Lehrschule gegangen, war ihre Antwort. — Ich habe mich umgesehen, erwiederte er, und bin sie nicht gewahr worden. — — Sie reichte ihm einen Becher; er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbaths *), trank und fragte abermal: Wo sind meine Söhne, daß sie auch trinken vom Wein des Segens? — Sie werden nicht weit seyn, sprach sie, und setzte ihm vor zu essen. Er war guter Dinge, und als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: Rabbi, erlaube mir eine Frage! — So sprich nur, meine Liebe! antwortete er. — Vor wenig Tagen, sprach sie, gab mir jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm wiedergeben? — Dies sollte meine Frau nicht erst fragen, sprach Rabbi Meir. Wolltest du Anstand nehmen, einem jeden das Seine wiederzugeben? — O nein! versetzte sie; aber auch wiedergeben wollte ich, ohne dein Vorwissen nicht. — Bald darauf führte sie ihn auf den Söller, trat hin, und nahm das Gewand von den Leichnamen. — Ach meine Söhne! jammerte der Vater; meine Söhne . . . und meine Lehrer! Ich habe euch gezeugt, aber ihr habt mir die Augen erleuchtet im Gesetze. — Sie wendete sich hinweg und weinte. Endlich ergriff sie ihn bei der Hand und sprach: Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müsse

*) Eine Ceremonie der Juden beim Ein- und Ausgange eines Festtages, und vornehmlich des Sabbaths.

sich nicht weigern wiederzugeben, was uns zur Verwahrung vertraut ward? Siehe, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Namen des Herrn sei gelobet! — Der Namen des Herrn sei gelobet! stimmte Rabbi Meir mit ein. Wohl heißt es: „Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen größern Schatz, denn köstliche Perlen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre."

5.

Unterredung eines Weltweisen mit einem Rabbi.

Ein Weltweiser sprach zu einem Rabbi: Euer Gott nennet sich in seiner Schrift einen Eiferer, der keinen andern Gott neben sich dulden kann, und giebt bei allen Gelegenheiten seinen Abscheu wider den Götzendienst zu erkennen. Wie kommt es aber, daß er mehr die Anbeter der Götzen, als die Götzen selbst, zu hassen scheint? — Ein gewisser Fürst, antwortete der Rabbi, soll einen ungehorsamen Sohn haben. Unter andern nichtswürdigen Streichen mancherlei Art, hat er die Niederträchtigkeit, seinen Hunden des Vaters Namen und Titel zu geben. Soll der Fürst auf den Prinzen, oder soll er auf die Hunde zürnen?

Wenn aber Gott die Götzen ausrottete, erwiederte jener, so würde weniger Gelegenheit zur Verführung seyn. — Ja, versetzte der Rabbi, wenn die Thoren bloß Dinge anbeteten, an welchen weiter nichts gelegen wäre. Allein sie beten auch Sonne, Mond, Gestirne, Flüsse, Feuer, Luft u. dergl. an. Soll der Schöpfer, um dieser Thoren willen, seine Welt zu Grunde richten? Wenn jemand Getreide stiehlt und es einsäet; soll das

Getreide nicht aufschießen, weil es gestohlen ist? Soll eine sündliche Beiwohnung darum nicht fruchtbar seyn, weil sie sündlich ist? O nein! der weise Schöpfer läßt der von ihm selbst so wohl geordneten Natur ihren Lauf. Der Unvernünftige, der sie mißbraucht, wird schon zur Rechenschaft gefordert werden.

Wider die Vergeltung nach dem Tode machte ihm der Weltweise folgenden Einwurf. Wenn Leib und Seele getrennt sind, wem wird die Schuld der begangenen Sünden zugerechnet? Dem Leibe wahrlich nicht; denn dieser liegt, wenn die Seele Abschied nimmt, wie ein Erdkloß da, und würde, ohne die Seele, auch nie haben sündigen können. Und die Seele? Ohne das Fleisch würde sie sich eben so wenig mit der Sünde befleckt haben. Sie schwebt in der reinsten ätherischen Luft, sobald sie durch den Leib nicht mehr an die Erde gefesselt ist. Welches von beiden soll also der Gegenstand der göttlichen Gerechtigkeit seyn?

Die Weisheit Gottes, antwortete der Rabbi, kennet zwar allein die Wege seiner Gerechtigkeit. Indeß ist dem Sterblichen zuweilen vergönnt, auf die Spur davon zu kommen. Jener Hausherr hatte in seinem Obstgarten zwei Sclaven, wovon der eine lahm, und der andere blind war. Dort sehe ich köstliche Früchte, sprach der Lahme zum Blinden, an den Bäumen hangen. Nimm mich auf deine Schulter; wir wollen davon brechen. Dies thaten sie, und bestahlen ihren Wohlthäter, der sie, als unbrauchbare Knechte, bloß aus Mitleiden ernährte. Er kam, und stellte die Undankbaren zur Rede. Jeder schob die Schuld von sich, indem der Eine sein Unvermögen, die Früchte zu sehen, der Andere sein Unvermögen, zu ihnen hinanzukommen, vorschützte. Was that aber der Haus-

herr? Er setzte den Lahmen auf den Blinden, und strafte sie in der Lage ab, in welcher sie gesündiget hatten. — So auch der Richter der Welt mit des Menschen Leib und Seele.

6.

Der Lehrer und der Schüler.

Der Lehrer. Du willst die Buße verschieben? — Wohl! So lange es dir gefällt. Nur bessere dich Einen Tag vor deinem Tode!

Der Schüler. Weiß ich den Tag, wann ich sterben werde?

Der Lehrer. Wenn du diesen nicht weißt, so ist kein anderer Rath, als heute noch anzufangen.

7.

„Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Vermögen.“

Wer seinen Gott so liebet, wird die Schuldigkeit einsehen, ihm für das Böse, das er uns widerfahren läßt, eben so inbrünstig zu danken, als für das Gute. — Unter der tyrannischen Regierung der Griechen, ward einst den Israeliten bei Lebensstrafe verboten, in ihrem Gesetze zu lesen. Rabbi Akiba hielt gleichwohl öffentliche Versammlung, und unterwies im Gesetze. Ihn fand Pappus, der Sohn Juda, und sprach: Akiba! fürchtest du nicht die Drohungen dieser Grausamen? — Ich will dir eine Fabel erzählen, sprach Rabbi Akiba, die mit unsern Umständen viel Aehnliches hat. Der Fuchs ging

einst am Ufer des Flusses auf und nieder, und sah die Fische bald hier, bald dort sich zusammendrängen. — Was lauft ihr da so ängstlich umher? fragte der Fuchs. — Die Menschenkinder werfen dort ihre Netze aus, antworteten die Fische, und wir suchen ihnen zu entkommen. — Wißt ihr was? erwiederte der Fuchs. Kommt zu mir auf's Trockne! Wir wollen an einen sichern Ort ziehen, wo euch kein Fischer nachstellen soll. — Bist du der Fuchs, war ihre Antwort, den man sonst für das klügste unter den Thieren hält? Du mußt das einfältigste seyn, wenn du uns diesen Rath im Ernste ertheilest. Siehe! hier ist für uns das Element des Lebens. Weil wir hier unsicher sind, räthst du uns, in das Element des Todes zu fliehen? — Die Anwendung, Sohn Juda! ist leicht. Die Lehre Gottes ist für uns Element des Lebens; denn so stehet von ihr geschrieben: Sie ist dir Leben und Länge der Tage. Werden wir gleich in diesem Elemente verfolgt, so müssen wir es darum nicht verlassen und ins Element des Todes flüchten.

Nicht lange, so ward Rabbi Akiba verrathen, in Verhaft genommen und in einen Kerker gesperrt. Aber Pappus, der Sohn Juda, ward auch verläumdet, eingezogen, und in dasselbe Gefängniß gesetzt. — Was hat dich hiehergebracht, Pappus? fragte Rabbi Akiba. — O wohl dir, Rabbi Akiba! antwortete Pappus, der du leidest, weil du dich der Lehre Gottes angenommen hast; aber wehe dem Pappus, der leiden muß, weil er sie vernachlässiget hat!

Rabbi Akiba ward zum Tode geführt. Unter den entsetzlichsten Martern, womit sie ihn hinrichteten, kam die Stunde, das: Höre Israel! zu lesen. „Höre, Israel! der Herr, unser Gott, ist ein einiger Gott. Und du sollst den Herrn, dei-

nen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Vermögen *)." — In der Vorbereitungsandacht unterwarf sich Rabbi Akiba der göttlichen Regierung mit Freude und kindlicher Ergebenheit. Seine Schüler verwunderten sich über diese Fassung seines Gemüths unter solchen Qualen. — O meine Lieben! sprach ihr Lehrer: zeitlebens habe ich nach der Gelegenheit gebanget, dieses göttliche Gebot halten zu können, den Herrn, meinen Gott, von ganzem Herzen und von ganzer Seele zu lieben. Jetzt, da sie mir geworden, muß ich sie nicht vernachlässigen. Er weilte so lange bei den Worten: ein einiger Gott! bis sein Geist ihn verließ. Und eine Stimme ließ sich vom Himmel vernehmen: Wohl dir, Akiba, dessen Geist sich unter solchen Worten emporschwang! Gehe ein zu der ewigen Seligkeit, die hier dein Lohn ist!

Moses Mendelssohn.

---

*) Dieses Capitel der Schrift wiederholt jeder Jude zwei Mal des Tages, nachdem er sich durch Vorbereitungsgebete dazu angeschickt hat.

Zwanzigstes Stück.

Proben rabbinischer Weisheit.

(Fortsetzung.)

1.

Der Segen des Gastfreundes.

Der alte Rabbi Isaak besuchte seinen Freund, Rabbi Nachman. Mehrere Wochen blieb er gastfreundlich in seinem Hause, und die ganze Zeit über unterhielten sie sich vom Gesetz, tauschten Meinungen und Gründe, und belehrten sich gegenseitig. Die Stunde des Scheidens rückte heran. Rabbi Nachman war gerührt. Der Gedanke, daß er seinen bejahrten Freund wahrscheinlich nie wiedersähe, befeuchtete seine Augen. Endlich sagte er zu ihm: Segne mich, ehrwürdiger Freund, ehe du von dannen scheidest! — Ich dich segnen? Dich, du Vortrefflicher? Bist du doch jenem Palmbaume so ähnlich! — Welchem Palmbaume, Rabbi? — Sieh, mein Lieber! Einst gerieth ein Wanderer in eine Wüste. Er war ermüdet. Hunger und Durst

überfielen ihn; er verlechzte schier. Auf einmal erspäht sein Auge am Ufer eines kleinen Bachs einen schönbelaubten Palmbaum, voll reifer Datteln. Er eilt in dessen Schatten, lagert sich hinein, stillt den Hunger mit den Früchten des Baumes, und sättigt seinen brennenden Durst aus dem Bache, wird erquickt und neu belebt. Nun steht er auf, und blickt dankbar, beide Hände auf den Wanderstab gestützt, in die Schatten. Wohlthätiger Baum, spricht er, ich sollte dich segnen. Aber womit kann ich dich segnen? Sollen deine Früchte gedeihen? O wie sind sie so süß und würzhaft! Sollen deine Zweige sich verbreiten? O wie schön wölbt sich deine Krone, wie kühlend ist dein Schatten! Soll ein Bach sich zu deinen Füßen schlängeln? Fließt doch schon der klarste, hellste Krystall neben dir hin! Dennoch, dennoch segne ich dich, edler Baum! mögen alle deine Sprößlinge dir gleichen! — So auch ich, redlicher Gastfreund! Siehe, du hast große Kenntnisse erworben; Rang und Vermögen ist dir zu Theil worden; das Bewußtsein eigener Würde, das Glück des Hausvaters, die Achtung der Tugendhaften, besitzest du in seltner Fülle. Mögen dann deine Kinder dir gleichen! Möge *ihr* Loos wie das *deinige* seyn!

2.

Aeußerer Feind und innerer Verräther.

Aus einer Eisenschmiede fuhr ein mit neugehämmerten Aexten beladener Wagen durch den nahegelegenen Wald. Die Sonne glänzte auf den Stahl, und die Bäume des Waldes erzitterten ob der Erscheinung. — Wer wird vor ihnen bestehen? Diese Eisen fällen uns alle! So klagte ihr Angstgeräusch. Aber eine

bejahrte Eiche rief ihnen zu: Fürchtet nichts! So lange keiner von euch diesen Aexten Stiele leiht, kann euch ihre Schärfe nicht schaden.

3.

Die Schöpfung des Weibes.

Jene Matrone sagte zu Rabbi Josse: In der Schöpfungsgeschichte der Eva erscheint euer Gott nicht in dem schönsten Lichte. Warum mußte er dem Adam die Ribbe entwenden? Warum sie ihm in tiefem Schlaf gleichsam rauben? — Vater! sagte Rabbi Josse's anwesende Tochter: laß mich ihr antworten! — Weißt du schon, edle Frau, daß diese Nacht Diebe bei uns eingebrochen sind? daß sie uns eine Silberstange geraubt, und ein goldnes schöngearbeitetes Prachtgefäß dafür hingesetzt haben? Sage, was däucht dir zu diesem Frevel? — Du scherzest, Mädchen, erwiederte die Matrone: kannst du das Rauben nennen? Kann eine solche Handlung dir Frevel scheinen? — Nicht? sagte die Jungfrau. So klage auch du unsern Gott nicht an, daß er eine entbehrliche Ribbe nahm, und statt ihrer eine unschätzbare Gehülfinn baute.

4.

Der Wein in irdenen Gefäßen.

Je mehr die Kaisertochter *) mit dem Rabbi Josua, dem Sohn Ananias, sich unterhielt, desto mehr ergötzte sie sein Scharfsinn, erfreuten sie seine Kenntnisse, erbauten sie seine Tu-

*) Vermuthlich die Tochter Antonins des Frommen.

gendlehren. Doch entschlüpfte ihr einst, gleichsam unwillkürlich, das Wort: Welche schöne Seele und welche widrige Hülle! Konnten so liebliche Tugenden nicht in einem schöneren Körper wohnen? — Sage mir, große Fürstentochter, fragte sie der Rabbi nach einer Weile: worin wird der edle Rebensaft deines erhabenen Vaters aufbewahrt? — In irdenen Gefäßen. — Unmöglich! Darin bewahrt ja den seinigen jeder Bürger. — Man sollte doch des Kaisers Weine in goldenen und silbernen aufbehalten. — Du hast nicht Unrecht, erwiederte die Fürstinn: das wäre schicklicher, und das soll von nun an geschehen. — Der Wein verdarb; sein Geist entfloh. — Du hast mich übel berathen, sagte nach einiger Zeit die Fürstentochter. In den Prachtgefäßen ist der Wein meines Vaters verdorben. — Sehr möglich! erwiederte Josua: auch Tugend und Kenntnisse gedeihen am besten in wenig glänzenden Körpern.

5.

Die Reue des Frommen.

Ein alter Diener des Hauses Amram bracht' ein Mädchen aus der Gefangenschaft zurück. Räuber hatten sie den Eltern entführt; Rabbi Amram ließ sie auslösen. Das Mädchen war in ihrer blühendsten Jugend und von blendender Schönheit. — Das Haus des Frommen ist der Zufluchtsort der Tugend. — Führt sie auf den Söller des Seitengebäudes, sagte der Rabbi, und nehmt die Leiter weg, die hinaufführt. Dort weile sie bis morgen, wo ich sie dem weinenden Vater überantworten will. — Aber kaum war der Rabbi in sein Haus getreten, als das Herz des Frommen von unlaut'rer Begierde

entbrannte. Das dankbare aus der Sclaverei losgekaufte Mädchen hatte ihn liebevoll angeblickt, und das Feuer der Leidenschaft in seinem Innern entzündet. Er kämpft, aber umsonst; das Herz wird des Kopfes Meister. Er eilt in den Hof, ergreift die beiseite gestellte Leiter, ergreift sie mit einer Kraft, die nur heftige Leidenschaft giebt, legt sie an, und besteigt sie. Das Mädchen tritt schüchtern vor die Oeffnung des Eintritts. Tugend und Begier erneuern den Streit bei ihrer Erscheinung. Endlich, auf halbem Wege, ermannt sich Amram, erhebt plötzlich die Stimme, und ruft, auf der Leiter stehend: Feuer! es brennt! Im Hause Amram's brennt's! — Auf sein durchdringendes Geschrei eilen Hausgenossen, Nachbarn, die ganze Schaar seiner Schüler herbei. Der Fromme bleibt mit Feuergluth im Gesicht und mit niedergeschlagenen Augen stehen. Die Anwesenden schweigen erstaunt; aber ihr Blick irrt von dem Lehrer auf das Mädchen, von dem Mädchen auf den Lehrer, und sie verstehen den Ausruf. Endlich öffnet er den Mund, und mit bewegter Stimme sagt er: Besser, ich stehe jetzt beschämt vor euch in dieser Welt, als einst beschämt vor dem ewigen Weltrichter in jener.

6.

Bescheidenheit.

Rabbi Elieser, der Sohn Simons, reis'te von der hohen Schule Migdal eder nach dem Orte, wohin man ihn zum Lehrer berufen hatte. Er ritt auf einem Esel, war sehr heitern Gemüths, und überhob sich innerlich der großen Kenntnisse, die schon im Jünglingsalter ihn zu ansehnlichen Aem=

tern führten. Ein Wanderer zu Fuß holte ihn ein. Der Mann war ungestaltet und von schwärzlicher Farbe. Friede sei mit dir, großer Rabbi! rief dieser ihm zu. Jener erwiedert den Gruß nicht, sondern sagt spöttisch zum Wanderer: Mensch! wie bist du so ungestaltet! Sind alle Bewohner deines Geburtsortes so? — Ich weiß nicht, antwortet der Mann beleidigt. Aber geh' zum Meister, der mich schuf und erhält, und frag' ihn, warum er einem solchen Unwesen das Dasein verlieh. — Rabbi Elieser fühlte alsbald die Uebereilung, zu der ihn jugendlicher Uebermuth verleitet hatte; er warf sich vom Esel herab und vor dem Wanderer auf die Kniee: Ich habe dich beleidigt; vergieb mir! — Nein! nein! Hin zum Meister, und frag' ihn, warum er eine solche Mißgestalt schuf. — Er setzt seinen Wanderstab weiter; der Rabbi folgt ihm, zerknirscht von Reue. Unfern der Stadt strömen ihnen die Bürger entgegen. — Friede sei mit dir, Rabbi! Großer Lehrer, sei uns gesegnet! — Wem gilt dieser Gruß, dieser Zuruf? fragt hier der Wanderer. — Wem anders, als dem Manne, der dir nachtritt? — Wie? den nennt Ihr Rabbi! den begrüßt Ihr, als Lehrer? Möchte seines Gleichen keiner in Israel seyn! — Warum? Was sprichst du? — Der Ungestaltete erzählt; der Rabbi bekennt durch Stillschweigen die Uebereilung. — Ach vergieb ihm, Fremdling, den jugendlichen Unbedacht; vergieb ihm um seiner Gelehrsamkeit willen! — Ich vergeb' ihm um Euretwillen; nur mag er nicht wieder fehlen!

Rabbi Elieser bestieg den folgenden Tag den Lehrstuhl mit dem Spruche: „Immer sei der Mensch nachgebend, wie das Rohr, nicht unbiegsam, wie die Ceder."

7.

Der weise Richter und die zärtliche Gattinn.

Einst führte ein Mann sein Eheweib nach Sidon vor den Rabbi Simeon, den Sohn Jochai. Großer Lehrer! sagte er zu ihm, mit dieser Frau leb' ich nun zehn volle Jahre in Eintracht und Frieden; aber unsere Ehe ist kinderlos. Aus Ehrfurcht für die Gesetze will ich ihr den Scheidebrief geben. — Das Weib stand schamroth da wegen ihrer Unfruchtbarkeit, und heiße Thränen flossen von ihren schönen Augen. Gerührt wendete sich der Ehemann zu ihr. O weine nicht, sprach er, nimm was du willst, nimm das Schätzbarste aus dem Hause mit dir; ich gestatt' es dir gerne: nur kehre ohne Unmuth in das väterliche Haus zurück! — Die Trostlose schwieg, weinte bitterlich, und blickte auf den Richter. — Freund der Gesetze, sagte endlich der Rabbi: als du das Eheband knüpftest, nicht wahr? da feiertest du ein Fest? — Freilich! und ein großes und frohes. — So gehe hin und feiere ein gleiches wieder, ehe du es lösest.

Die Eheleute entfernten sich ehrerbietig: er heitern Sinns, sie mit einem Strahl von Hoffnung in der Seele.

Das Mahl wird bereitet. Das Fest beginnt. Des Weines ist vollauf. Die Frau hat Alles angeordnet. — Der Becher kreiset, die Freunde trinken. Der Ehemann wird heiter und fröhlich, zecht, leert Becher auf Becher, und fällt endlich in tiefen Schlaf. — Kaum sind die Gäste verschwunden, so winkt die wachsame Frau den wartenden Sclavinnen. Diese tragen leise und sorgfältig den Berauschten in's schwiegerelter-

liche Haus. Um Mitternacht erwacht er. Wo bin ich? Wie komm' ich in dieses Haus? — Mein Lieber! antwortet mit sanftem Tone die Frau, ihn umarmend; sagtest du nicht in Gegenwart des großen Lehrers: Nimm was du willst, nimm das Schätzbarste und kehre heim in's väterliche Haus? War'st nicht du das Schätzbarste in unserm Hause? Zürnest du mir, daß ich's nahm? — Der Vorhang fiel. Der heilige Segen der Ehe blieb nicht aus.

8.

Rabbi Eliezer und seine Gegner.

Daß Wunder keine Beweismittel für Wahrheit sind, ist eine unterscheidende Lehre des Judenthums, und wohl unmöglich konnte diese Lehre stärker vorgetragen werden, als in folgender so ganz orientalisch gedichteten Erzählung des Talmud, worin besonders der letzte Zug von der Freude der Gottheit über das Festhalten an bess'rer Einsicht jedem auffallen wird.

In der Lehrschule entstand ein heftiger Streit zwischen Rabbi Eliezer und andern Gesetzlehrern. Der Streit betraf eine gewisse Anwendung der Lehre vom Reinen und Unreinen. Rabbi Eliezer, um seine Meinung geltend zu machen, brachte alle nur mögliche Gründe vor; aber man fand sie nicht überzeugend. — Ob mein Ausspruch gegründet sei, rief endlich Rabbi Eliezer, mag dieser Bockshorn *) bezeugen! Auf dieses Wort reißt sich der Baum von seiner Stelle, und wird auf eine weite Strecke fortgeführt. — Gut! entgegnen die Mitstreiter; aber was be-

*) Johannisbrot-Baum.

weiſ't man mit entwurzelten Bockshornbäumen? — Nun, fährt Rabbi Elieſer fort, ſo mag denn dieſes vorbeifließende Waſſer die Wahrheit meines Ausſpruchs bezeugen. Und ſiehe! das abwärtsſtrömende Waſſer ändert ſeinen Lauf und fließt aufwärts. Die Gegner erwiedern: Was beweiſ't zurückſtrömendes Waſſer? — So mögen denn die Wände dieſes Lehrſaals zeugen, ſagt Rabbi Elieſer, ob nicht das Recht auf meiner Seite ſei! Was geſchieht? Die Eckſteine des Hauſes treten aus, und die Mauern neigen ſich zum Einſturz. Aber Rabbi Joſua ruft ihnen zu: Mauern! Mauern! Wenn Schüler der Weiſen mit einander wetteifern; was miſcht ihr euch in den Streit? Und nun fallen ſie nicht, aus Ehrfurcht für den einen Lehrer, richten ſich auch nicht auf, aus Ehrfurcht für den andern: überhangend bleiben ſie ſtehen.

So entſcheide denn die Stimme Gottes! ruft endlich Rabbi Elieſer aus. Und fürwahr! eine Stimme vom Himmel erſchallt und ruft: Was ſtreitet Ihr mit Rabbi Elieſer? Sein Ausſpruch entſcheidet. — Aber Rabbi Joſua fährt auf, und ruft der Stimme entgegen: Es iſt nicht im Himmel!*)

Rabbi Jeremia deutete dieſe Gegenrede: Wir achten auf keine Stimme des Himmels; denn in deinem Geſetzbuch, auf dem Berge Sinai haſt du, Gott, ſelbſt gelehrt: Nach der Stimmenmehrheit, nach der Menge, ſollſt du dich neigen.

---

*) Ein Halbvers aus folgender Stelle des 5 B. Moſe, Cap. 30, V. 11, 12: „Denn dies Gebot, das ich dir jetzt gebe, iſt dir nicht verborgen, auch nicht ferne. Es iſt nicht im Himmel, daß du etwa ſagen möchteſt: wer ſteigt für uns in den Himmel hinauf, um es herunterzuholen und uns zu verkündigen?“

Als nun Rabbi Nathan den Elia *) fand, und diesen fragte: Lieber! was sagte um diese Stunde die Gottheit? da erwiederte der Prophet: Die Gottheit lächelte zufrieden, und sprach: Meine Kinder haben obgesiegt! Meine Kinder haben obgesiegt!

D. Friedländer.

---

*) Der Prophet Elia aus Tisbi spielt im Talmud eine sehr wichtige Rolle. Als Vorläufer des Messias nicht allein; sondern immer, wenn der Wahrheit einer Sache durch Autorität noch ein Siegel aufgedrückt werden soll, läßt der Talmud ihn erscheinen und wieder verschwinden.

Ein und zwanzigstes Stück.

Die Bildsäule.

Wie traurig, rief ein junger Schüler Bonnets, daß ich immer nur die Eigenschaften der Seele erforschen, immer nur in der Entwickelung ihrer Kräfte fortfahren, aber nie bis zur Erkenntniß ihres eigentlichen Wesens gelangen soll! Die ausdrückliche Erklärung meines Lehrers benimmt mir alle Hoffnung dazu; die Mystiker, die mir ein näheres Licht versprechen, führen mich in ein noch tieferes Dunkel; und alle meine eigenen Bemühungen, bis zum Grundwesen meiner Seele hindurchzudringen, sind fruchtlos. — Der Mensch, sagt man, ist nicht für diese Erkenntniß gemacht. — Das fühl' ich leider; aber woher denn in mir dieser lebendige, ungeduldige Trieb, sie zu haben? Woher in einer sonst so weislich eingerichteten Natur, wie die meinige, dieser Durst, wenn nirgend eine Quelle fließt, die ihn löschen könnte? Mag mir doch die Antwort ausbleiben, wie lange sie wolle; ich werde nicht aufhören können,

mich selbst zu fragen: Wer bin ich? Ich empfindende, denkende, wollende Seele; was für ein Wesen hab' ich? Was ist in mir das Unbekannte, dem jene mir bekannten Eigenschaften beiwohnen? dem sie anhangen? in dem sie sind? —

Einst, im Morgenschlummer, bemächtigte sich bei unserm jungen Denker die Phantasie dieser Grübeleien seiner Vernunft, und webte aus dem luftigen Gespinnst derselben eine ganze Folge von Phänomenen. Er sah die philosophische Dichtung seines Lehrers realisirt: eine belebte menschliche Bildsäule, die also mehr als Bildsäule, die ein Mittelding zwischen der vollkommensten Pflanze und dem unvollkommensten Thiere war. Ihre Sinne waren noch alle gebunden; sie erwarteten noch alle die erste Rührung, den ersten Eindruck eines Objects: sonst waren die Nerven gespannt, die Säfte in Umlauf; der Puls schlug, und sämmtliche Verrichtungen des animalischen Lebens gingen von Statten. — Man weiß, zu welchem Endzweck Bonnet und sein Vorgänger Condillac eine solche Bildsäule erdichteten. Sie glaubten dadurch die Untersuchung zu simplificiren und zu erleichtern, wie bei Gelegenheit der sinnlichen Eindrücke sich nach und nach die Kräfte unsrer Seele entwickeln.

Die lebhafte Freude des jungen Mannes, der auf einmal Hoffnung zur Beantwortung der tiefsinnigsten Fragen der Weltweisheit faßte, läßt sich nur denken. Auch jene berühmte Frage des Molyneux, die Aehnlichkeit zwischen Gefühls- und Gesichtseindrücken betreffend, sah er nun im Geist schon entschieden. — O, rief er aus, wenn ich doch von der Göttinn der Weisheit eine ähnliche Gnade erbitten könnte, wie sich einst Pygmalion von der Göttinn der Liebe erbat! Wenn sie doch die verschloßnen gefesselten Sinne dieser wunderbaren Bildsäule ent-

lösen wollte! . . . . Aber das müßte nicht zugleich, nicht zu plötzlich seyn, theure Göttinn, damit ich Raum zum Beobachten hätte. Erst müßten die gröbern, dann die feinern Sinne, und nur allmählich, nur langsam, immer einer nach dem andern, entbunden werden. — Kaum war der Wunsch vollendet, so hörte er schon den schnaubenden Athem der Bildsäule, und sah entzückt, wie sie beide Nasenflügel bewegte. Er sprang mit der höchsten Ungeduld eines Beobachters in's Fenster, und pflückte aus einem kleinen dort aufgestellten Blumengarten eine Rose, die noch spät neben einer frühzeitigen Nelke blüthe.

Er bot der Bildsäule die Rose, und sie zog mit sichtbarem Vergnügen den sanften Wohlgeruch ein. Er bot ihr die Nelke, und mit noch sichtbarerm Vergnügen schlürfte sie den erquickenden aromatischen Aushauch in sich. — Himmel! wenn sie doch auch nur spräche! rief er. Denn was hilft's mir, daß ich ihre inneren Veränderungen nur so im Allgemeinen erkenne? Das ganz Eigne der Empfindungen, der Modificationen ihrer Seele, möcht' ich erfahren. . . . Aber wie sie wohl alle Gebehrden verstellen möchte, wenn ich plötzlich ihre Empfindungen abänderte und widrigen Duft auf Wohlgeruch folgen ließe? — In demselbigen Nu sprang er wieder in's Fenster, um eine Todtenblume, die er ihrer Gestalt wegen gepflegt hatte, zu brechen. Die Bildsäule, die in Erwartung neuen Vergnügens noch immer den Athem an sich zog, fand sich trefflich betrogen. Sie ward nicht sobald den widrigen Eindruck inne, als sie mit gekräuster Nase zurück fuhr, und aus aller Kraft ihrer Lungen den Duft hinwegblies.

Der junge Mann war jetzt in der ungeduldigsten Erwartung, ob nicht bald ein neuer Sinn sich entwickeln würde. Aber

welch ein weit größeres und unerwartetes Vergnügen stand ihm bevor! Die Bildsäule warf plötzlich ernsthafte Falten, wie von einem tiefen Nachdenken, auf die Stirne, und siehe! sie konnte reden und raisonniren. — Das waren zwei Eindrücke, rief sie, von ganz verschiedener Natur. Die eine Blume duftete lieblich, die andere widrig; aber ich, die ich beide Eindrücke empfand, ich die Riechende, bin von beiden verschieden, und bin nur Eins. Wär' es sonst möglich, daß ich diese Eindrücke verglichen, sie einander entgegengesetzt, geurtheilt hätte? Wenn ich denn aber etwas Anders, etwas für mich Bestehendes bin; was bin ich? was für ein Wesen hab' ich? . . . Wie jene Blumen dufteten, weiß ich; aber wie mag wohl ich, die empfindende, die genießende Blume, duften? —

Die Frage war eben so drollicht als unerwartet, und unser Träumer lachte laut auf. — Gute Bildsäule! dacht' er, laß nur erst deine feinern Sinne in's Spiel kommen, und du wirst das Alberne deiner Frage schon inne werden. Genie hast du wirklich, und das recht viel: denn in so kurzer Zeit und über bloße Gegenstände des Geruchs eine so metaphysische Frage zu thun; beim Platon! das ist mehr, als ich hoffen durfte. Aber sich die Seele wie eine Blume, ihr Wesen wie einen Duft zu denken; das ist denn doch immer sehr lächerlich! sehr possierlich! das schmeckt noch gar sehr nach der Bildsäule! — Während daß er noch sprach, fing eine Nachtigall, die schon seit Wochen geschwiegen hatte, noch einmal zu schlagen an; und ihre Töne waren so süß, so hinreißend, so schmelzend. Die Bildsäule horchte hoch auf; denn nun hatte sich in ihr auch der Sinn des Gehörs entwickelt. Alle ihre Mienen zeigten Ausdruck des innigsten Wohlgefallens, und sie rief einmal über das

andere dem kleinen Virtuosen ein Bravo! Die Nachtigall schwieg; und nun kam ein Rabe mit gelähmtem Flügel, den unser Philosoph zu seinem Vergnügen unterhielt, krächzend herbei gehüpft, als ob er sich auch ein Bravo hätte verdienen wollen. Die Bildsäule schüttelte mißfällig den Kopf, und schien zu wünschen, daß der heisere, widerwärtige Schreier ein Ende machte. Dann warf sie wieder eine ernste, tiefe Falte auf ihre Stirn, und fing von neuem an zu vernünfteln. — Das waren neue und abermals sehr verschiedene Eindrücke, sprach sie; aber ich, die ich sie hatte, ich blieb dieselbige, und bin noch jetzt dieselbige, welche die verschiedenen Gerüche einsog. Auch bin ich Empfindende von dem Empfundenen verschieden, bin ein Wesen für mich, und bin Eins. Aber was ich bin, und was für eine Natur ich habe; das ist mir noch immer ein Räthsel. Sollt' ich vielleicht ganz unrecht gefragt haben: wie duft' ich? und sollte vielleicht die Frage so müssen gefaßt werden: wie tön' ich? —

Herrlich verbessert! rief unser junger Weltweise spöttisch. Wenn sich Abgeschmacktheit gegen Abgeschmacktheit messen ließe, so möcht' ich sagen, daß diese hier noch ärger als jene wäre. Denn Duft ist bei alle dem doch noch etwas Reelles, etwas für sich Bestehendes; aber ein Ton! was ist der mehr, als bloße Veränderung, bloße Bewegung? — In diesem Augenblick fing die Bildsäule an, auch die Finger zu rühren, den Arm zu bewegen, mit der Hand um sich her zu greifen. Sie konnte nunmehr auch *fühlen*. Der Philosoph, der — ich weiß nicht, ob im Cicero oder selbst im Platon — gelesen hatte, daß unter allen Figuren die Sphäre die schönste sei, legte schnell in die offene Hand der Bildsäule eine kleine elfenbeinerne Kugel, und es schien, als ob sie die sanften Umrisse mit Wohlgefal-

len betastete. Er sah sich eben nach einem eckigen, unregelmäßigen Körper um, der dem Gefühle unangenehm wäre, als er für diesmal den zweiten widrigen Eindruck unnöthig fand; denn die Bildsäule, ohne denselben abzuwarten, fing von neuem ihr Raisonnement an. Sie lachte nun selbst der Albernheit ihrer vorigen Fragen. — Nicht, wie ich dufte, oder wie ich töne, sagte sie, muß ich fragen; denn das sind nur Eigenschaften, nicht Wesen. Jetzt endlich bin ich so glücklich, daß ich Wesen erkenne; und die einzige Frage, sehe ich wohl, die ich mit Verstand über mich aufwerfen kann, ist die: welche Figur ich habe? Meine Eigenschaft ist weder Duften noch Tönen, sondern Empfinden; aber welchem Wesen, von welcher Figur, wohnt diese Eigenschaft bei? —

Hier erwachte der Träumer, noch eh' er das Vergnügen genossen hatte, Gesichts= mit Gefühlseindrücken vergleichen zu hören. Er wußte erst nicht, da er seinem Traume nachdachte, ob er mehr lachen oder sich ärgern sollte. Wie muthwillig, sagte er endlich, spielt doch im Traume die Phantasie mit der Vernunft! Welch eine schale Dichterinn ist sie, wenn sie nicht von der letztern geführt wird, und welch eine noch schalere Philosophinn! Sprache, noch vor geöffnetem Ohr! Bewußtsein gleich auf die erste Rührung eines der dunkelsten Sinne! Fertigkeit in Raisonnement und Rede, noch ehe die mindeste Uebung da war! Bildliche Ausdrücke von Sinnen her, die noch aller Empfindung verschlossen waren! Tiefe Metaphysik über ein paar verworrene, armselige Geruchsideen; . . . welch ein Haufen von Abgeschmacktheiten, wovon gleich die erste mich hätte wecken sollen! Und kann ich denn die eben so große Abgeschmacktheit der Fragen vergessen, die sie über sich selbst, über ihre Natur,

ihr Wesen aufwarf? Eine Seele, die sich fühlen, betasten läßt; eine Seele, die eine Figur hat; wie widersinnig! . . . obgleich immer noch weniger widersinnig, als eine Seele, die sich hören, die sich durch den Geruch erkennen läßt, die tönt und duftet! Denn Figur — — Hier hielt er inne, bis er nach langem Nachsinnen fortfuhr: Nun? und was ist denn Figur? Was hat die Frage von der Figur der Seele für einen begreiflichen Vorzug vor der Frage von dem Ton oder dem Duft der Seele? In jeder derselben liegt die Abgeschmacktheit, das Unsinnliche sinnlich erkennen, das, was nur durch inneres Bewußtsein gefaßt werden kann, der äußern Empfindung unterwerfen zu wollen. Ist weiter unter jenen Fragen ein Unterschied, als daß in der einen geforscht wird, wie die Seele den feinern, in der andern, wie sie den gröbern Sinnen erscheinen würde? Und ist das Eine zu fragen im Grunde nicht eben so abgeschmackt, als das Andre zu fragen? —

Aber woher rührte es denn, daß es mir gleichwohl auf den ersten flüchtigen Anblick weniger abgeschmackt schien? Daher vermuthlich: weil wir unter den sinnlichen Empfindungen immer die der dunklen Sinne auf die der klärern zurückzuführen, jene an diese zu knüpfen, sie nur in diesen, als ihnen einwohnend, als von ihnen abhängig, zu denken pflegen. An Figur und Solidität, diese Phänomene für Gefühl und Auge, schließt sich, nach unserer Vorstellungsart, alles Andere an, was wir von Körpern kennen. Was tönt? was duftet? was schmeckt? So fragt alle Welt; und alle Welt glaubt diese Fragen beantwortet, wenn eben da, wo das Ohr hört, die Nase riecht, die Zunge schmeckt, wenn eben da auch die Augen sehen und die Finger tasten können. An die sichtbare Erscheinung des Ho-

nigs binden wir seinen Duft, seinen Geschmack; und die sanfte Ründe seiner Bestandtheile, die mit so leichter Berührung über die Nervenspitzen des Gaumens hinwegrollen, muß für Erklärung seiner Süßigkeit gelten. Der Sehende will alles auf Gesichts-, der Blinde auf Gefühlsideen zurückbringen: und war es denn von meiner Bildsäule so abgeschmackt, wenn sie, mit noch verschlossenem Auge und noch fühlloser Hand, auf den klärsten Sinn, womit sie bis dahin empfunden hatte, auf den Sinn des Gehörs, zurückging? —

Dennoch; daß sie die innern Modificationen ihres eigentlichen Selbst, Denken und Empfinden, an die Idee eines Tons knüpfen wollte — nun freilich! wenn diese Ungereimtheit ihr zu verzeihen war, so ist und bleibt sie doch Ungereimtheit. Indessen keine größere, als die: jene Modificationen an eine Figur knüpfen, sie als dieser einwohnend und von ihr unzertrennlich denken zu wollen. Wenn es schon in der Region äußerer Empfindungen Täuschung ist, die Ideen des einen Sinnes so an die des andern zu hängen, und die einen als mehr substantiell, mehr für sich bestehend, wie die andern zu denken; so ist es vollends grobe Täuschung, die innern Wahrnehmungen des unsinnlichen Selbst auf ähnliche Art an irgend eine äußere Wahrnehmung gleichsam anhängen, sie in diese, als in ihr Grundwesen, gleichsam hineinbilden zu wollen. — —

Wornach aber frage denn ich, wenn ich, nach erkannten Eigenschaften und Kräften der Seele, noch immer fortfahre nach ihrem W e s e n zu forschen? Nicht nach ihrer Figur: das wäre zu unphilosophisch, zu abgeschmackt; sondern . . . Hier hielt er abermals inne, schärfte den innern Blick, was er konnte, und erstaunte am Ende, sich mit einer Antwort gemartert zu ha-

ben, eh' er sich noch der Frage bewußt war. — Sollt' es denn möglich seyn, rief er, daß ich im Grunde eben so abgeschmackt und noch ein wenig abgeschmackter, als meine Bildsäule, erschiene? Denn diese, so wunderlich ihre Fragen auch klingen mochten, wußte denn doch, was sie wollte. Sollt' ich wirklich mit diesem mir angeborenen Triebe alle meine anderen Empfindungen auf die klärsten zurückzuführen, sie an diese zu knüpfen und von ihnen abhängig zu machen; sollt' ich mit diesem Triebe, ohne mir's zu gestehen, und ohne vielleicht es zu muthmaßen, auch die Erscheinungen meines innern Selbst, Denken, Wollen, Empfinden, an die klärste meiner Vorstellungsarten, an die des Gesichts und Gefühls, haben anknüpfen wollen? Sollt' ich eben so unphilosophisch sinnlich, als irgend einer aus dem gemeinen Haufen, gleichsam gefragt haben: wie wohl meine Seele, wenn sie sichtbar wäre, dem Auge erscheinen würde? . . . Fast muß ich fürchten, so ist's! Denn setzte ich nicht die Erkenntniß des Wesens meiner Seele der Erkenntniß ihrer Eigenschaften und Kräfte entgegen? Und was für Ursache dazu? Was trieb mich, außer dieser letztern Erkenntniß, noch jene andere zu suchen? Warum ließ ich die ganze Summe aller ihrer Eigenschaften und Kräfte nicht für die ganze Seele gelten? — Wahrlich, ich fürchte: meine träumende Phantasie hat meine wachende Vernunft beschämt; aber dann hätte sie ihr zugleich einen wichtigen Dienst gethan: sie hätte sie vor einem schimpflichen Irrwege gewarnet.

Doch ich will mich nicht übereilen. Für künftige Muße will ich es aufsparen, die Richtigkeit dieses Gedankens zu prüfen. Was mir jetzt wahr scheint, ist dies: So weit ich in der Entwickelung der Kräfte und Eigenschaften der Seele kam, eben

so weit kam ich in der Erkenntniß von ihrem Wesen. Ich kenne noch nicht ihr Wesen; was heißt das? Ich habe von jener Entwickelung nur noch einen so dürftigen Anfang gemacht. Schaute ich alle ihre Eigenschaften und Kräfte in ihrem innigsten Zusammenhange durch und durch, so würde ich eben damit ihr Wesen kennen; denn die eine Erkenntniß ist auch die andere: also will ich fleißig in der Erforschung von jenen fortfahren, und eben damit werd' ich zu einer hellern Erkenntniß von diesem kommen.

Zwei und zwanzigstes Stück.

Die Curmethoden.

Der Mensch ist von Grund aus verderbt — sagte Dümmler, mein stiller Nachbar, und schlug die Augen gen Himmel. — Da ist nichts übrig, als daß er sich selbst ertödte; daß er ganz neu werde, eine ganz andere Creatur.

Und was denn für eine? — schrie Drangsturm, mein wilder Nachbar, und stemmte seine Fäuste in beide Seiten. — Der Mensch ist gut, wie er ist, nur daß er zu zahm geworden: Kopfhängen, Herr, zeigt ein mattes Herz an, und je muthiger und je unbändiger, desto gesünder!

Der stille Nachbar gab mir einen wehmüthig freundlichen Blick, und der wilde schlug mich mit der Faust auf die Schulter. Beide forderten mich auf zu entscheiden. — Der eine, merkt man wohl, war ein Frömmler, der sich über den Menschen härmt, daß er kein reiner Geist ist; der andre ein Kraft=

genie, das in seiner Einfalt den leidenschaftlichsten Menschen, dieses Ideal der Dichtkunst, für das Ideal des wirklichen Charakters ansieht, und uns nun im ganzen Ernst darnach umbilden möchte.

Sie beide, fing ich an, halten den Menschen für krank, meine Herren, und ich denke, Sie haben Recht; aber über die Art der Krankheit und über die Methode der Cur sind Sie nicht einig, und da kann nur Einer von Ihnen Recht haben, oder auch alle beide Unrecht. — Ihr Streit erinnert mich an eine Geschichte, die ich Ihnen erzählen könnte, wenn Sie Lust hätten mich anzuhören. — Sie waren's beide zufrieden.

In einer Stadt also — in welcher des lieben Vaterlandes? gilt gleich — lebten einst drei vornehme Herren, alle drei gleich schwach und gleich krank. Ob sie der Ceres oder dem Bacchus, oder irgend sonst einer Gottheit zu viel geopfert hatten, oder ob auch das Gift schon aus dem Blute ihrer edlen Ahnen in sie übergegangen war? kann ich nicht sagen. Genug, es waren bloße Gestalten von Menschen. — Herr von Schlaff sah aus, wie das Fieber, Herr von Quöch, wie die Auszehrung, und Herr von Hemm, wie die Schwindsucht.

In eben dieser Stadt lebten drei vorzüglich berühmte Aerzte: Doctor Süß, Doctor Mark, Doctor Sinn. Die beiden erstern waren nicht viel mehr als Empiriker oder Aerzte von Hörensagen, und hatten sehr viel zu thun; der letztere war ein Mann voller Einsicht, aber es fehlte an Praxis. Doctor Süß galt bei dem schönen Geschlecht und bei den Liebhabern der alten Leier; Doctor Mark machte sein Glück bei der Jugend und bei den Bewunderern des Neuen; Doctor Sinn ward von

den Klugen gebraucht, und ging zu Fuße; die anderen beiden aber fuhren in Kutschen.

Herr von Schlaff fiel durch den Rath seiner Tanten in die Hände des Doctors Süß. Doctor Süß fand in seinem Kranken nichts, als scharfgewordene Säfte, die er versüßen, schleimichte, die er verdünnen, und überhaupt nichts als verdorbene, die er früh oder spät herausschaffen müßte. Er griff also frisch zum Werke, versüßte, verdünnte, führte ab und aus durch alle Wege und Oeffnungen der Natur. Morgens nahm Herr von Schlaff, auf Verordnung, eine gute Portion Manna; Mittags sah man ihn bei einem Töpfchen voll Tamarindenmus, und vor Schlafengehen nahm er Cremor mit Zucker. Sein gewöhnliches Getränk war Mandelmilch, und besonders Tisane von süßen Hölzern. Um die heilsame Ausdünstung zu befördern, lag er wohl zugedeckt zwischen Flaumbetten; und aus dem Zimmer zu kommen, war ihm bei Strafe der Apoplexie verboten. — Ein paar Wochen vergingen, so war von dem ganzen Herrn von Schlaff nichts mehr auszuführen, als seine Seele; und auch die schickte der Doctor Süß mit dem letzten Mannatränkchen gen Himmel.

Herr von Quöch, der nun auch anfing auf seine Cur zu denken, ließ sich durch dieses Beispiel warnen, und setzte sein Vertrauen auf die Methode des Doctors Mark. Doctor Mark dachte an keine Reinigung seines Kranken; er schüttelte nur den Kopf über die Schwachheit des Pulses, und verordnete Stärkungsmittel. Alle Morgen tauchte er ihn bis über den Kopf in ein Stahlbad; Quassia mit spanischem Weine trat an die Stelle des Thees, und roher Schinken mit einem Schnitte Pumpernickel an die Stelle des Frühstücks. Hart vor dem Es-

sen ward ein Schluck bitterer Mageneſſenz genommen, und vor Schlafengehen verschlang Herr von Quöch noch eine derbe Portion China, nicht in Extract, sondern in Substanz. Das Lager war eine harte Matratze, mit Pferdehaaren gestopft, und das Oberbette eine ganz leichte dünne Decke, mit Baumwolle durchnäht. Auf diese Art, glaubte Doctor Mark, müßte aus seinem Kranken, so schwach er jetzt wäre, noch ein Mann wie ein Herkules werden. So etwas ward denn auch wirklich aus ihm; aber ein Herkules auf dem Oeta: denn der zu gestärkte Herr von Quöch fiel plötzlich in eine Raserei, worin er ein geladenes Pistol erhaschte, und sich über dem rechten Auge eine Kugel durch den Kopf schoß. — Seine China hatt' er noch eingenommen; Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeschlagen.

Durch beide Beispiele gewitzigt, wandte sich nun Herr von Hemm an den demüthigen Fußgänger, den Doctor Sinn. Doctor Sinn sah gar bald, wo es fehlte. Die festen Theile, sagte er, sind geschwächt, und die Säfte übel gemischt: Herr von Hemm hat nur immer genossen und nichts gethan; er hat gewisse Kräfte der Natur zu viel, und andere zu wenig geübt. Ihn so auf einmal reinigen wollen, das hieße bei seiner Schwachheit ihn über den Haufen werfen; und ihn unmittelbar stärken wollen, das hieße bei der schlechten Beschaffenheit seiner Säfte das Uebel noch fester binden. Ich sehe wohl, ich muß auf beides zugleich bedacht seyn, und vor Allem muß mein Kranker sich gelinde Bewegung machen und gute Diät halten. Jenes wird nach und nach den geschwächten Fibern ihren Ton, und dieses den verderbten Säften ihre gehörige Mischung wiedergeben. — Zum guten Glück war Herr von Hemm seinem Arzte folgsam; er hielt die ihm vorgeschriebene Diät, machte sich

die ihm empfohlene Bewegung; und so lebt er noch jetzt, nicht zwar von allen Anfällen frei, aber im Ganzen denn doch gesund und zufrieden. — —

Da sieht man Gottes Gnade! sagte der stille Nachbar: denn der mußte doch allein das Gedeihen geben. — Ja, das gab er auch, sagte der wilde; denn er gab dem Doctor Verstand in's Hirn, daß er von keiner Ertödtung und keiner neuen Creatur phantasirte. — So ging der alte Streit wieder an: der eine behauptete, daß die Natur grundverderbt, der andere, daß sie sehr gut sei; jener wollte sie nichts als reiner, dieser sie nichts als stärker haben. An die Anwendung meines Geschichtchens ward nicht gedacht; und ich sah zu spät, daß es gleich vergebliche Arbeit ist, Mohren zu waschen, und Leute, die einmal Partei genommen, auf andere Gedanken zu bringen.

Zusatz.

Was sich die Verfasser dieser Schrift bei der Wahl des Titels gedacht haben, das wird sich durch die Schrift selbst am besten zeigen. — Unter einem Philosophen scheinen sie überhaupt einen Mann zu verstehen, der irgend eine zur Philosophie gehörige oder philosophisch behandelte Wahrheit vorträgt: gleichviel welche? oder in welcher Gestalt? und unter der Welt, das ganze gemengte Publicum, wo der Eine mehr für diese, der Andere mehr für jene Gegenstände ist, der Eine mehr diesen, der Andere mehr jenen Ton liebt. — Das Einzige war dabei zu beobachten, daß nichts mit unterliefe, was für irgend einen der schon zu dem feinern, gebildetern Theile des Publicums gehört, ganz unverständlich oder ganz ohne Reiz wäre.

Wenn jede bessere Kritik über theatralische Werke Philosophie über den Menschen enthalten muß, so konnten die Briefe über Emilia Galotti hier nicht am unrechten Platze ste-

hen, sobald sie nur sonst ihres Platzes werth waren. Dieses aber schienen sie doch immer zu seyn, und werden es vielleicht in der Folge noch mehr scheinen, so viel auch noch Erinnerungen und Einwendungen Statt finden möchten. Gegen den dritten Brief habe ich selbst eine auf meinem Herzen, die ich mich nicht enthalten kann herzusetzen.

Es ist offenbar, dünkt mich, daß der Verfasser in dem Charakter der Emilie einen sehr wesentlichen Zug übersehen habe. Er scheint ihre ganze anfängliche Schüchternheit aus dem Umstande herzuleiten: daß sie an heiliger Stätte in den Verrichtungen ihrer Andacht durch etwas so Ungeziemendes, als ein Liebesantrag, gestört worden; und das zwar von einem Manne, der so viel zu bedeuten hat, und wenn er Ernst macht, so gefährlich ist, als der Prinz. Aber eigentlich entsteht wohl diese so große Schüchternheit aus dem Bewußtsein, wie wenig sie sich selbst bei dem Prinzen zu trauen habe. Dieses erklärt sich schon Anfangs, ehe sie es in der letzten Scene mit ihrem Vater ziemlich deutlich sagt, durch einige Züge, die zwar freilich, weil sie in Emiliens eigenen Reden liegen, sehr fein sind; besonders aber erklärt es sich, wenn man Acht giebt, durch ihr Verhalten nach dem Tode des Grafen. Immer ist ihr erster Gedanke auf ihre Mutter, der zweite auf den Grafen gerichtet. Was sie für diesen empfindet, scheint mehr Hochachtung und Freundschaft zu seyn, als Liebe; sie scheint ihm mehr aus Gehorsam gegen den Willen ihres Vaters, als aus eigner Wahl ihre Hand zu geben. Ihr Herz hat heimlich der Prinz; aber sie wagt es bei ihrer Tugend und Frömmigkeit nicht, diese strafbare Neigung zu nähren; sie kämpft ihr vielmehr aus allen Kräften entgegen, und fürchtet und vermeidet den Anblick dessen, der

diese Neigung in ihr erweckt hat. Eben hieraus nun erklärt sich die Furcht vor Verführung, die Emilie in der letzten Scene mit ihrem Vater äußert. Es ist völlig eben die Furcht, die sie Anfangs, da sie den Prinzen in der Messe sprach, und nachher, da sie ihn in Dosalo unvermuthet wiedersah, so schüchtern, so ängstlich machte. —

Um dem Verfasser der Briefe nicht Unrecht zu thun, will ich auch das hier anführen, was ihm zu seiner Entschuldigung übrig bleibt. Die Worte der Claudia im vierten Act *), kann er sagen, haben mich bei der Beurtheilung dieses Charakters irre geführt. Auch ist keine Rede der Emilie, die sich nicht so verstehen ließe, wie ich sie verstanden habe. Die Züge, wodurch sie ihr Herz verräth, sind zu fein, und werden zum Theil dadurch noch zweideutiger, weil der Liebhaber ein Prinz ist, gegen den sie sich aus einem weit allgemeinern Grunde so schüchtern zeigen könnte, als weil sie ihn liebt. Gleichwohl ist dieser Umstand im Charakter so wichtig, und hat auf die Hauptscene des Stücks einen so großen Einfluß, daß er wohl durch mehr und durch bestimmtere Züge hätte sollen herausgehoben werden. In Nebensachen erläßt man dem Dichter eine zu ängstliche Vorbereitung, eine zu umständliche Entwickelung gern; aber über einen so wesentlichen und zur Einsicht in's Ganze so unentbehrlichen Punct, sollte er völlig bestimmt seyn. Man bedenke ferner, daß Emilie ihren Grafen, als einen sehr würdigen Mann und als den Liebling ihres Vaters, doch immer sehr hochachtet; daß er als Freund und als künftiger Gemahl, gegen den sie wenigstens nicht den mindesten Widerwillen, viel-

*) Man s. oben S. 83.

mehr das Gegentheil zu erkennen giebt, auch Antheil an ihrer Zärtlichkeit haben muß; daß ihre Liebe gegen den Prinzen eine noch ganz unentwickelte, noch gar nicht zur Reife gediehene Leidenschaft ist; daß die That, derentwegen sie ihn in Verdacht hat, auch wenn sie einen gleichgültigern Mann beträfe, ihn äußerst verabscheuungswürdig zeigt; daß endlich die Absicht bei dieser That, die sie nur allzuwohl vermuthet, ihr die schändlichste Art von Liebe zu erkennen giebt, die ein so frommes und sittsames Mädchen eher empören, als einnehmen kann. Sollte nicht immer der Einwurf noch gültig bleiben, daß Emilie, so frisch nach der Entdeckung dieser That, an keine Möglichkeit der Verführung denken dürfe? — Ich überlasse die Entscheidung dem Leser, wer bei diesen Gründen und Gegengründen das meiste Recht haben mag; ob der Verfasser der Briefe oder der Dichter?

D. H.

Gedruckt bei A. W. Schade, Grünstr. 18.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Engel, Johann Jakob,

J. J. Engel's Schriften

Bd.: 1 : Der Philosoph für die Welt ; 1

1844

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB E 172(1/2#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11418687-8